

Johannes Stockmayer

Texte zum Thema

Endzeit

Inhalt:

Die Zukunft verstehen

Corona

Das Ende des Krieges

Das Ziel vor Augen

Die Zeichen der Zeit erkennen

Geistliches Kämpfen

Geistliches Kämpfen Zusammenfassung

Gemeinde sein in schwieriger Zeit

Hinweise auf die Endzeit in der Bibel

Wissen ist Macht

Was muss sich verändern?

Die Zukunft verstehen

Was wird morgen sein? Diese Frage stellen sich viele angesichts besorgniserregender Entwicklungen weltweit. Es ist tatsächlich gut zu wissen, was morgen sein wird, denn dann können wir uns darauf einstellen. Allerdings ist der Blick in die Zukunft immer reine Spekulation. Niemand weiß, was kommen wird. Wir können nur die heutigen Entwicklungen in die Zukunft hinein verlängern und uns ausmalen, wie es weitergehen würde, wenn alles so weiterläuft wie bisher. Aber es könnte auch sein, dass gravierende Umbrüche, Abbrüche und tiefgreifende Veränderungen geschehen und damit die Prognosen, die auf den gegenwärtigen Werten beruhen, sich als völlig falsch erweisen.

1. Persönliche Grenzen

Die Welt ist unberechenbar geworden. Das macht Voraussagen schwierig. Die Unberechenbarkeit liegt daran, dass das Zusammenspiel aller Einzelteile einer globalen Welt sich als sehr komplex und undurchschaubar erweist. Das heißt: die Welt wird immer stärker ihren Eigendynamiken ausgeliefert, die nach unvorhersehbaren Gesetzmäßigkeiten ablaufen – oder auch alle Gesetzmäßigkeiten durchkreuzen. Die Entwicklungen verlaufen chaotisch – und viele Menschen empfinden ihr Leben genauso. Das erzeugt eine tiefe Unsicherheit: Es gibt weniger Möglichkeiten zur Kontrolle, man hat die Dinge nicht im Griff, alles entwickelt sich auf eigene und immer wieder andere Weise. Die Planbarkeit des Lebens nimmt ab. Man ist gezwungen die momentanen Zustände anzunehmen und aufzugreifen um aus ihnen das Bestmögliche zu machen. Aber was ist das Bestmögliche? Man weiß es nicht, weil man nicht über den Moment hinaussehen kann. Ratlosigkeit entsteht, die Möglichkeit einer längerfristigen Perspektive nimmt ab. Wenn man nicht weiß, wohin alles läuft, was man selbst will und welche Ziele gut sind, verfängt man sich im gegenwärtigen Zustand und ist daran gehindert, Schritte zu gehen. Oder man fährt einen Schlingerkurs: einmal hier hin, einmal dort hin – so wie es momentan für richtig erscheint, die größten Vorteile bringt und den gegenwärtigen Zustand am ehesten ausnützt.

Die Entscheidungsprozesse werden komplizierter. Es ist bei einer verwirrenden Fülle unterschiedlichster Möglichkeiten nicht eindeutig, wie ein gutes Ergebnis aussehen könnte. Gleichzeitig sind Absprachen und Abstimmungen nötig, Alleingänge nicht möglich. Die gemeinsame Verständigung und genaue Klärung der Faktenlage kostet viel Zeit und erzeugt einen hohen Aufwand: Man muss sich die unterschiedlichen Sichtweisen erklären, begründen, warum man für eine bestimmte Option plädiert, und seine Position begründet darstellen. Gleichzeitig gilt es aber auch, den anderen wahrzunehmen und zu verstehen, seine Beweggründe nachzuvollziehen und auf ihn eingehen. Kompromisse finden sich nur durch langwierige Verhandlungen und mit der Bereitschaft beider Seiten, auch auf gute Gründe zu verzichten. Sie gelingen nur, wenn jeder von optimalen Ergebnissen Abschied nimmt und auch für die zweitbeste Möglichkeit bereit ist. Nicht alles was möglich ist, muss auch umgesetzt werden, jeder muss sich begrenzen – das heißt: im Rahmen der gemeinsamen Möglichkeiten zu bleiben. Das erfordert viel Disziplin, der Verzicht auf Vorlieben und die stringente sachliche Betrachtung der Faktenlage. Das übergeordnete (gemeinsame) Ziel darf nicht aus den Augen verloren werden.

Kooperationen und Fusionen erschweren Absprachen und Übereinkünfte, weil sie oft nur eine Zwangsehe darstellen, die unterschiedlichste und gegensätzlichste Möglichkeiten miteinander verbinden wollen. Kleine, funktionierende und selbstständige Zellen sind besser. Sie können unabhängig, schneller und effektiver agieren. Wichtig ist, dass sich diese Zellen freiwillig unter ein gemeinsames „Dach“ begeben und permanent im Sinn des Ganzen entscheiden. Dazu gehört die unbedingte Bereitschaft, sich einzuordnen und auf eigene Vorlieben und Bedürfnisse zu verzichten – bei gleichzeitiger größtmöglicher Freiheit. Uneigennützigkeit, unbegrenzte Loyalität und Gemeinsinn sind für morgen unbedingte Voraussetzungen.

Kontrollverlust. In einer komplexer werdenden Welt versuchen alle wenigstens für sich die Dinge im Griff zu haben. Man will das Gefühl haben, über das eigene Leben bestimmen zu können. Aber das ist ein Trugschluss, denn jeder ist in Sachzwänge, übergeordneten Abläufen und Eigendynamiken eingebunden. Die Flucht ins Privatleben, um wenigstens hier eigenständig handeln zu können, ist auch keine Möglichkeit, denn das abgesonderte, eigenständige Leben gibt es nicht. Jeder ist eingebunden in die größeren Zusammenhänge. Die Vorstellung eines selbstbestimmten Lebens ist eine Farce. Die einzige Möglichkeit, die morgen noch übrigbleibt wird sein, sich den Umständen anzupassen und zu tun, was jetzt gerade möglich ist. In dem jeweiligen Augenblick leben, die Herausforderungen und Chancen des momentanen Augenblicks wahrnehmen – das wird die Kunst sein, die wir in Zukunft wieder ausüben müssen. Das bedeutet: Keine großen Pläne machen – und wenn doch, dann bereit sein, sie je nach Notwendigkeit umzuwerfen. Sehr aufmerksam sein für das, was sich jetzt gerade tut, und herausfinden, wie man am besten darauf reagieren kann. Flexibel sein und alles als die Möglichkeit Gottes verstehen, jetzt zu handeln – ganz unbekümmert, spontan, direkt, unmittelbar. Das setzt aber eine völlige Freiheit von sich voraus und erfordert die Fähigkeit, aus allem für sich selbst, die Umstände und die anderen das Beste zu machen.

Entscheidungen „aus dem Bauch heraus“ werden zunehmen, weil man anders gar nicht mehr entscheiden kann. es fehlen objektive, verlässliche Kriterien für morgen. Man lebt viel mehr im Heute und jetzt und ist bemüht aus dem gegenwärtigen Augenblick alles herauszuholen, was möglich ist. Dieser Augenblick wird deshalb ausgedehnt und festgehalten, denn er ist das einzig sichere. Alles wird in ihn „hineingestopft“ was geht, man tut mehrere Dinge gleichzeitig und ist unzufrieden, wenn der Eindruck entsteht, man hat nicht das Optimalste aus ihm gemacht. Das bedeutet: Man bleibt im gegenwärtigen Augenblick, kreist um ihn, versucht ihn auszuquetschen wie ein Zitrone, ihn auszuleben – und packt ihn dabei voll mit dem Gefühl, dass es kein Morgen gibt. Man lebt im Heute ohne Zukunft wie in einem Gefängnis des Augenblicks. Die Gelassenheit, dass auch morgen noch ein Tag ist, steht nicht zur Verfügung. Alles muss jetzt, gleich, sofort und einfach geschehen. Weil das nicht funktioniert, ist man permanent unzufrieden. Weil auch ständig der Eindruck entsteht, man könnte mit diesem Moment noch etwas Besseres tun, das Leben würde an einem vorbeigehen und man würde es nicht bis zum letzten auskosten und „erleben“.

Die Angst vor der Zukunft macht sich breit. Sie ist die Angst vor dem Leben, denn das Leben entwickelt sich selbstständig auf seine Weise. So bleiben viele Menschen im Jetzt, weil sie sich den Schritt ins Morgen nicht zutrauen. Ist eine Entscheidung im Blick auf das Morgen fällig, verwandelt sich die Angst in eine ohnmächtige Panik. Man hat ja keine Kriterien für eine Entscheidung. Man weiß nicht, was gut ist und was morgen gut sein wird. Man hat keine Ahnung, was man morgen tun will. In dieser Situation scheint die einzige Möglichkeit, sich in die Geborgenheit der zuverlässigen Vergangenheit zu flüchten. Die hat man ja sicher, in der ist man zuhause, hier kennt man sich aus. Die Vergangenheit das ist: die Geborgenheit des Elternhauses, die zuverlässige Versorgung, die permanente Bestätigung, das Gefühl, alles im Griff zu haben und bestimmen zu können. Wer sich jedoch dem Schritt ins Leben verweigert, stagniert – und Stagnation bedeutet Tod: man geht am Leben vorbei. Irgendwann wird man voller Verzweiflung erkennen, dass man das Leben versäumt hat.

2. Ausdifferenzierung der Gesellschaft

Das Kreisen um sich selbst. Erschwerend kommt hinzu, dass man in der heutigen Gesellschaft gezwungen ist, sich beständig zu definieren, zu erklären und seine Position zu bestimmen, um zu betonen, wer man ist. Man fühlt sich den Puls, fragt sich, wie es einem geht und wie man im Vergleich zu anderen steht. Es ist nichts mehr klar, sondern alles ist immer verhandelbar. Jeder steht für sich oder gehört zu einer ganz bestimmten Gruppe oder pflegt einen ganz eigenen Lebensstil – aber das nur für den Moment. Man gehört nicht mehr grundsätzlich zu einer Gruppe, zu einem bestimmten festgelegten Umfeld. Man orientiert sich an den Trends und wählt daraus die Bausteine, die man für die eigene Identität herauspicken möchte. Deshalb muss man beobachten, auf der Höhe der Zeit sein, die Entwicklungen verfolgen. Da die Entscheidungen aber immer schneller laufen, ist man bis zum Anschlag beschäftigt, sich zu definieren, zu verändern, neu zu erfinden und zu präsentieren.

Die Gesellschaft zerbricht dabei in viele mikroskopisch kleine Einzelteile. Die werden immer wieder neu zusammengesetzt. Es ist eine ständige Bewegung des Zusammenfindens, Zusammenballens und Zerfallens. Das macht das Gemeinsame, ein allgemeines Verständnis von Gesellschaft unmöglich. Die Gesellschaft fließt und die Fließgeschwindigkeit nimmt immer weiter zu. Strudel entstehen, mitreißende Strömungen und dann auch wieder Aufstauungen, Rückflüsse und neue Durchbrüche. Der Einzelne handelt nicht mehr, sondern wird gehandelt. Was heute war, ist morgen ganz anders. Man kann sich nicht festlegen, die Positionen sind veränder- und verhandelbar. Das macht Gespräche schwierig und Absprachen unmöglich. Gesetze gelten nur unter bestimmten Umständen und für bestimmte Menschen, aber nicht für alle – auch jeden Fall nicht für mich und meine Situation. Aber eine demokratische Gesellschaft lebt durch die Klarheit und Allgemeingültigkeit ihrer Gesetze.

Zunehmender Individualismus. Das ist schon heute der beobachtbare Zustand unserer Gesellschaft. Es fällt nicht schwer, sich die weitere negative Entwicklungen auszumachen: immer mehr Vereinzelung, immer mehr persönliche Positionen, die behauptet und auch

verteidigt werden. Das wird zu einer Abkapselung des Einzelnen führen: man baut sich sein Leben aus vielen Einzelteilen zusammen: Impulse, Ideen, Anregungen, Vorschläge. Es gibt keinen eindeutigen, linearen, allgemeingültigen Verlauf mehr. Das gilt auch für die Gemeinde der Christen: Man lebt in verschiedenen Lebenswelten, die sich bestenfalls ergänzen und den einzelnen individuell bereichern, jedoch nichts miteinander zu tun haben. Es gibt verschiedene Gemeinden in denen man sich bewegt und gleichzeitig auch in nichtchristlichen Bereichen, alles ist kein Gegensatz sondern ein Ausdruck der eigenen Persönlichkeit. Man erkennt die Widersprüche nicht (oder will sie nicht sehen), man hat schließlich den Anspruch auf ein erfülltes Leben. Wie das aussieht, definiert man selbst. Niemand lässt sich mehr dreinreden in die eigene Lebensgestaltung, man möchte die Gegensätze verbinden und das Unmögliche leben. Jeder steht nur noch für sich. Entsprechend zerfällt auch die eine Gemeinde in viele kleine Gemeinden. Die christliche Gemeinde besteht aus einem Sammelsurium unterschiedlichen Ansichten: Viele Gemeinden in einer.

Die Verunsicherung nimmt zu. Eine solch individualistische Unverbindlichkeit führt zu einer deutlich gefühlten Verunsicherung. Es fehlen die Bezugspunkt, die sicheren Grenzen, die klaren Zuschreibungen und die persönliche Verortung, die Sicherheit gibt. Gemeinden werden mehr und mehr als Schutzräume gesehen, in die man einkehrt. Hier findet man eine momentane Entlastung vom ständigen Getrieben sein und sich Erfinden müssen. Diese Schutzräume werden aufgesucht, aber nicht bewohnt. Man begibt sich hierher für eine Auszeit. Hier wünscht man sich nun Zuwendung, Auferbauung, Stärkung, Stille und Ruhe. Man weiß genau, was man will und was einem gut tut: man will gestärkt werden für das Leben „draußen“. Weil man sonst nirgends eine verlässliche Gemeinschaft erfahren kann, will man sie hier bekommen. Aber es ist keine Gemeinschaft auf Dauer, sondern auf Zeit. Man lächelt über bestimmte Nativitäten und freut sich an der Einfachheit des Lebens hier – aber man nimmt die Zeit in der Gemeinde als eine Phase des gezielten Abchillens, Auftankens – vielleicht so, wie einen Schritt in die Geborgenheit der Kinderzeit.

Die warme, bestätigende Gemeinschaft spielt eine große Rolle, das unverbindliche, wohlthuende Miteinander, das Interesse der anderen. Endlich einmal reden können über alles, was sich so bedrohlich in einem immer wieder zeigt, Gefühle herauslassen, verstanden werden – und weil man sich selbst nicht versteht, sich im Verstehen des anderen finden. Das Gefühl bekommen, dass doch alles gut ist – zumindest jetzt in diesem Augenblick. Das bekommen, was man sonst vermisst: eine große Familie, das Gefühl von Vertrautheit und Zugehörigkeit. Aber man will jetzt keine Ansprüche! Jetzt bitte keine moralische Keule, kein Reden über Schuld oder Zielverfehlung. Jetzt soll alles gut sein, man will nachholen, was man entbehrte: das Gehätscheltwerden, die totale Rundumversorgung. Man will hören, dass Gott gut ist und alles gut macht. Gott findet es prima, dass es mich gibt und dass ich mich selbst liebe, so wie er mich liebt. Die Verkündigung in der Gemeinde wird immer mehr zum Wohlfühl-evangelium, zur Bestätigung. Denn genau das braucht der Mensch in der komplexer werdenden Gesellschaft unbedingt.

3. Beziehungsstörungen

Beziehungsfähigkeit nimmt ab. Der auf sich selbst bezogene Mensch kann keinen Kontakt zu anderen aufnehmen, er kreist ja nur um sich selbst. Beziehung gelingt nur, wenn man sich auf das du einlässt. Man lässt sich nicht ein, sondern erwartet alles vom anderen. Beziehung wird verstanden als der Schritt des anderen: er soll mich verstehen, mich bestätigen, auf mich zugehen, in Kontakt zu mir treten. Ich entscheide höchstens, wie ich die Beziehung möchte – nämlich so, dass sie mir am meisten dient. Letztlich weiß man ja auch gar nicht, wie man Beziehungen leben soll. Man hat das nie gelernt. In einer zunehmend narzisstischer werdenden Gesellschaft, in der das Ich des einzelnen eine immer größere Rolle spielt, steht jeder nur für sich, während Beziehungen bedeuten, dass man von sich absieht, sich auf den anderen zubewegt, seinen eigene Position verlässt und versucht, sich in den anderen einzufühlen (Empathie), um ihn zu verstehen. In den christlichen Gemeinden wird es an Bedeutung gewinnen, zu lernen, wie man Beziehung lebt, wie man in Beziehung zueinander kommt: Wie beginnen wir ein Gespräch? Wie hören wir einander zu? Wie können wir einander verstehen, wenn wir so unterschiedlich sind? Wie gestaltet sich Beziehung überhaupt? Was ist mein Beitrag zu einer gelingenden Beziehung. Beziehungstrainings müssen angeboten werden, oder mehr noch: in kleinen übersichtlichen Gemeinschaften und Gruppen wird Beziehung eingeübt und trainiert.

Gleichzeitig werden Konflikte zunehmen. Menschen erfahren Zurückweisungen, den Zerbruch von Beziehungen und verstehen nicht, warum sie schon wieder vor den Scherben einer intimen oder intensiven Verbindung stehen. Vielleicht wird ja heute schon hingenommen, dass es normal ist, dass man unterschiedliche Verbindungen eingeht und dass sie eine eher kürzer werdende Verfallszeit haben. Eine Ehescheidung wird ja schon heute als Chance verstanden, nun eine neue Beziehung einzugehen, ein neues Glück zu finden. Aber trotzdem bleibt das Gefühl von Leere, weil man nicht weiß, dass zu jeder sinnvollen und befriedigenden Beziehungen das sich hineingeben gehört – und dass das mit einer Aufgabe des eigenen Ichs verbunden ist. Wer eine Beziehung eingeht um sich selbst zu finden und zu optimieren, wird sie bald wieder verlieren – und damit auch sich selbst. Zu einer wirklich tiefen Verbindung gehört Verbindlichkeit. Verbindlichkeit ist morgen kein trendiger Begriff. Die Christen werden sich darum bemühen müssen, ihn zu füllen, verständlich und vielleicht auch interessant zu machen.

Die Einsamkeit nimmt zu. Weil Menschen um sich kreisen und sich vor allem mit sich selbst beschäftigen, vereinzeln sie. Der Kontakt in digitalen Medien suggeriert ihnen eine hohe Nähe zu vielen anderen, aber das ist eine Illusion. Die digitalen Medien führen lediglich zu einer Vermassung des einzelnen, aber nicht zu einer echten Gemeinschaft. Die Beziehungen sind virtuell, nicht wirklich persönlich. Gleichzeitig wächst das Bedürfnis nach Nähe. Es wird aber vor allem im Bereich der Sexualität ausgelebt, in der Form einer totalen Nähe. Von Intimität wird eine größtmögliche Verschmelzung erwartet. Funktioniert das nicht, ist der Frust grenzenlos, und das Gefühl von Einsamkeit wird größer. Wie kann auch wirkliche Intimität gelingen, wenn jeder nur seine eigenen Bedürfnisse sieht? Sexualität wird auf der einen Seite mit hohen Erwartungen aufgeladen, aber gleichzeitig überbewertet. Punktuelle,

spontane und wechselnde Sexualität wird zunehmen, gleichzeitig aber auch die totale Asexualität. Die Gesellschaft wird obszöner, die aufreizenden Impulse unverschämter. Es wird wichtig sein, sich davor zu schützen: im Internet bei der Arbeit am PC – bei allen Begegnungen. Nur der ist wirklich geschützt, der sich konsequent an klare Werte hält und dem es gelingt, sich selbst treu zu bleiben.

Das Bedürfnis wächst, wahrgenommen zu werden. Kleinste Erfolge werden präsentiert. Man erwartet Anerkennung und Lob für alles. Gleichzeitig wächst das Gefühl von Minderwertigkeit. Das muss ständig übertönt und überhöht werden. Man darf ja nicht zeigen, wie man sich selbst fühlt. Die Diskrepanz zwischen Selbstüberhöhung und Selbstverurteilung führt auf der einen Seite zu grandiosem Narzissmus, auf der anderen aber auch zu permanenten Schuldgefühlen. Die Menschen müssen in dieser Situation lernen, sich ihrer Wahrheit zu stellen, überzogene Ansprüche an sich selbst und das Leben abtrauern und normal werden. Normal sein bedeutet erwachsen sein, Verantwortung für sich und seine eigene Lebenswirklichkeit zu übernehmen: Ich bin nicht so toll, wie ich gern sein möchte, aber auch nicht so schlecht, wie ich manchmal von mir denke. Erwachsenwerden ist ein Prozess, ein Lernen, ein Reifen. Viele Menschen sind heraufgefordert, nachzureifen, da sie nicht erwachsen geworden sind. Wo können sie das? Gemeinden bekommen die Aufgabe, diesen Prozess zu unterstützen. Sie dürfen dabei nicht die Verantwortung abnehmen, sondern müssen dazu beitragen, dass Menschen mündig werden. Das geht nur über Trotzphasen, Auflehnung oder massiven Exzessen. Die Gemeinde wird sich darauf einstellen müssen, dass es auch in ihren eigenen Reihen zu Verwerfungen kommt, Gefühle massiv geäußert werden und nicht alles (sofort) rund läuft.

4. Was ist zu tun?

Verantwortung übernehmen. Schuldgefühle werden auf ihre tatsächliche Schuld hin hinterfragt. Was wirklich schief gelaufen ist, wird zugegeben und die Verantwortung dafür übernommen. Was geschehen ist, kann nicht verändert werden, es muss angenommen und integriert werden. Aber Schuld kann ausgesprochen und vergeben werden. Der Bedarf wird zunehmen, dass Menschen Orte suchen, wo sie ihre Schuld aussprechen können und Vergebung dafür erfahren. Entlastung wird erhofft, Befreiung von den Schatten der Vergangenheit. Die Gefahr ist, dass eine zu schnelle Entlastung und Vergebung dazu führt, dass sich die Menschen nicht verändern. Erkannte und anerkannte Schuld muss zu einer Verhaltensänderung führen, dann war sie sinnvoll. Das viele Menschen außerdem ihr eigenes, subjektives Gerechtigkeitsempfinden ausprägen und ihre eigenen Gesetze aufstellen, macht es schwer, sie auf allgemeine Regeln des Miteinanders zu behaften. Schuld wird empfunden als ein Schuldigwerden sich selbst, nicht der Gesellschaft oder Gott gegenüber. Auf dem Weg zu ihrer eigenen Wirklichkeit, müssen viele Menschen erst einmal neu oder grundsätzlich die Bezugspunkte ihres Lebens entdecken, die Einbindung in einen großen Zusammenhang und in eine Gemeinschaft. Wirkliche Schuld ist, dieser Gesellschaft den eigenen Teil, die Mitwirkung am Gelingen der sozialen Bezüge schuldig geblieben zu sein.

Resonanz erfahren: Das Bedürfnis, wahrgenommen zu werden steigt, die Suche nach Resonanz. Es müssen Räume der Heilung entstehen, wo Menschen sich in Begegnungen selbst wahrnehmen können, um dabei zu reifen – aber auf eine Weise, dass sie es aushalten und nicht davonlaufen. Die echte Begegnung mit anderen geht nur über die Begegnung mit sich selbst. Diese kann schmerzhaft sein, weil es eine Begegnung mit der tiefen inneren Angst ist. Sich aushalten, sich anschauen, sich wahrnehmen mit allen Abgründen – das kann nur in einem Raum der Sicherheit und Geborgenheit geschehen. Aber wo gibt es diese Räume? Vor allem in der christlichen Gemeinde. Hier bekommt sie eine Aufgabe: den verlorenen Menschen zu verorten, ihm zu helfen, sich selbst und seine Wirklichkeit zu sehen und zu verstehen. Dabei müssen eigene Ansprüche und Erwartungen auf ein realistisches Maß heruntergefahren werden. Aber solche Räume der Heilung kann nur eine Gemeinschaft öffnen, deren Mitglieder selbst satt und heil geworden sind und nun uneigennützig anderen dienen können. Es werden Gemeinden entstehen müssen, wo Christen zusammen sind, die nicht mehr nach sich selbst fragen und ihre eigenen Bedürfnisse leben wollen, die frei sind von sich selbst. Sie müssen bereit sein, Menschen aufzunehmen, die ihnen nichts nützen, nur vorübergehend ihre Dienste ein Anspruch nehmen und dann wieder ihren eigenen Weg gehen. Eigenes Gemeindegewachstum ist nicht mehr so wichtig wie der Dienst an den verlorenen Menschen. Sonst zieht die Gemeinde ihren eigenen Mauern hoch und schafft sich eine künstliche, irrealer Welt, in der sie ein frommes, selbstsüchtiges – aber belangloses Leben führt.

Resilienz entwickeln. Den Abläufen und Zwängen ohnmächtig ausgeliefert zu sein, erzeugt Stress. Dagegen wird Gelassenheit und Frustrationstoleranz zunehmen müssen. Es wird darum gehen, immer wieder zur Handlungswirksamkeit und zur Selbstwirksamkeit zu finden, die Hoffnung und Zuversicht nicht zu verlieren, etwas bewirken zu können. Resignation bedeutet Selbstaufgabe. Wer sich selbst aufgibt, wird von den allgemeinen Entwicklungen mitgeschwemmt, verliert seinen sicheren Halt. Sicherheit entsteht aus dem Vertrauen. Das Vertrauen erzeugt Gelassenheit. Das Vertrauen kommt aus einem festen Glauben an den ewigen Gott. Wer vertraut, kann loslassen, ohne dass er dabei verliert – und kann sich einlassen, immer und immer wieder auf neue Situationen. Wer vertraut kann Situationen ertragen und durchhalten, ohne an ihnen zu verzweifeln.

Freiheit finden. Der Vergleich mit den anderen, das Bemühen, sich zu behaupten – oder mehr noch: besser zu sein als die anderen treibt die Menschen zu einem fortwährenden Konkurrenzkampf. Ein Entkommen aus dem Diktat der Zwänge gibt es nur, wenn man bereit ist auf Wachstum zu verzichten. Und das heißt: ich brauche nicht alles, ich bin auch mit weniger zufrieden! Bereits heute ist die Wachstumsspirale in ihrer Endphase angelangt, morgen geht es darum, ein vollkommen anderes Verhalten einzuüben: Dann geht es nicht mehr um Wachstum, sondern darum, das zu bewahren und erhalten, was man hat. Die Menschen müssen bereit werden mit andern zu teilen, die (nachweislich) nichts oder zu wenig haben. Die Kleiderschränke müssen nicht überquellen, es genügt ein kleineres Auto, Statussymbole haben ausgedient. Wenn jeder bereist ist von seinem Überfluss abzugeben,

reicht es für alle. Die Gesellschaft morgen wird eine Gemeinschaft der Gebenden sein – oder sie wird nicht mehr sein.

Mutig anders sein. Der Schlüssel für ein selbstwirksames Verhalten in der Zukunft heißt, mutig aber defensiv, kühn aber nicht leichtsinnig, verantwortlich aber nicht perfektionistisch. Die innere Gelassenheit erzeugt Humor und Selbstdistanz. Man nimmt alles nicht mehr ganz so ernst – und fühlt sich dadurch auch nicht völlig ausgeliefert. Zwischen nachgeben und fliehen auf der einen Seite und sich durchsetzen und hart kämpfen auf der anderen, gibt es einen Mittelweg: stehen bleiben. Das heißt: sich nicht wehren, aber auch nicht wegrennen. Anschauen, was geschieht, es wahrnehmen, sich den Situationen stellen ohne sie schön zu reden. Dadurch entstehen neue Ideen. Querdenker sind Menschen, die immer noch eine Alternative finden – notfalls eine ganz quere, überraschende Idee entwickeln, um aus dieser Situation etwas Positives herauszuholen. Das gelingt vor allem dann, wenn sich die unterschiedlichen Ansätze verbinden (oder sogar verbünden) und nicht in Gegensatz zueinander geraten, weil man die Situation annimmt, wie sie ist. Christliche Werte verbinden sich mit menschlichen Möglichkeiten: Liebe, Respekt, Freundlichkeit, Offenheit und öffnen die Tür zu überraschenden Lösungen. Alternativen sind nötig, kreative neue Entwürfe. Das geht nicht ohne Provokationen und Beharrungsvermögen bis zum Anschlag. Menschen sind gefragt im Niemandsland, das sich zwischen den verschiedenen Anschauungen auftut, die sich nicht vereinnahmen und festlegen lassen. Die Grenzen nicht akzeptieren, sondern bereit sind, sie zu überschreiten. Die nicht auf eigene Sicherheit Wert legen, sondern offen sind für ganz Neues. Dadurch gelingt es ihnen, Grenzen zu öffnen, die eigentlich nur Schutzzäune sind, aufgerichtet aufgrund der tiefen Verunsicherung.

Souveränität. Grenzgänger brauchen innere Unabhängigkeit und Sicherheit, also einen eigenen festen Glauben und die tiefe Gewissheit der Nähe Gottes. Während die Kränkbarkeit vieler Menschen zunimmt und sie immer empfindlicher reagieren, bis hin zu nackter Aggression, lassen sich diese Menschen nicht provozieren und verunsichern. Sie wissen, wo sie stehen. Sie wissen, dass ihre unabhängige Art Neid und Missgunst erzeugt und dass einige versuchen werden, sie schlecht zu machen. Da sie aber innerlich und auch äußerlich unabhängig sind, sind sie nicht erpressbar. Sie wissen, dass sie das von Gott bekommen, was sie für ihr Leben nötig haben, das macht sie unabhängig (äußerlich). Es sind starke Menschen, die auch schwach sein können und sich mit ihrer Schwachheit auseinandergesetzt haben, sie sind durch das Feuer der eigenen Erneuerung gegangen und deshalb „geläutert“ und stabil (innerlich). Sie haben sich mit sich auseinandergesetzt und sind an sich selbst nicht verzweifelt. Sie haben die Last ihrer Existenz auf Gott geworfen. Sie sind gestorben, damit sie leben können. Sie sind wirklich ganz frei und unabhängig. Sie können tun, was Gott sie anweist. Und solche Menschen werden aus der Masse der vielen Mitläufer, der angepassten und der willfährigen Konsumenten herausragen. Sie sind in keiner Weise angepasst und sind auf diese Weise das Beispiel dafür, dass es auch ganz anders geht. Sie haben nicht nur alternative Lösungen, sondern sie sind eine Alternative.

Was wird morgen sein?

Schon heute benötigen wir Liebe um diese komplexe Welt mit ihren schwierigen Menschen aushalten zu können. Morgen brauchen wir noch viel mehr Liebe. Gott stellt uns seine Liebe in unbegrenztem Maß zur Verfügung. Wir müssen lernen, Menschen zu werden, die unbegrenzt lieben, sich verströmen, freundlich und herzlich den Menschen begegnen, das Böse nicht vergelten – ja nicht einmal wahrnehmen, sondern nur auf das Gute bedacht sein. Andere Menschen, neue Menschen, Menschen, die vollkommen frei sind, weil sie freigemacht wurden, die nichts für sich brauchen, weil sie alles haben. Im Verborgenen und öffentlich vollbringen sie erstaunliche Taten der Liebe. Das hat Auswirkungen. Es kommt nicht auf ihre Macht, auf ihren Einfluss, auf ihre Vollkommenheit, auf ihr Wissen oder auf ihre Fähigkeiten an – sondern allein darauf, dass sie ihre Kraft und ihr Gelassenheit daraus gewinnen, dass sie Jesus entgegengehen, der zu ihnen kommt. Sie wissen: Morgen treffen wir auf ihn – dort wo wir ihn nicht erwarten haben, dort wo es uns unmöglich erscheint. Sie erwarten ihn und rechnen mit einer Begegnung mit ihm – morgen früh, wenn die Zukunft beginnt. Sie treffen auf Jesus dort, wo das Chaos am größten ist, die Ansprüche am lautesten formuliert werden, die Komplexität am bedrohlichsten erscheint. Dort treffen sie auf ihn – und alles ist anders.

Lernen von der Krise - ein kritischer Blick auf „Corona“

In den Wochen vor der Corona-Pandemie stieß ich bei Gemeindeberatungen immer wieder auf ähnliche Situationen: müde und ausgelaugte Mitarbeiter, nachlassende Bereitschaft, Aufgaben in der Gemeinde zu übernehmen, geringes Interesse an Gemeindeveranstaltungen, erhöhte Aggressivität und Ungeduld. Natürlich hat das damit zu tun, dass ich als Gemeindeberater eingeladen werde, wenn sich die Situation in der Gemeinde verschlechtert. Trotzdem fiel mir die Häufung der gleichen Zustände auf - mehr, als ich sie in meinen bisherigen 15 Jahren als freiberuflicher Gemeindeberater erlebt hatte. Es kam mir vor wie eine Art Überhitzung. Wenn ich dann dazu aufforderte, einmal alles zu lassen und sich auf das Wesentliche zu besinnen, wurde abgewunken. Die Angst war, dass sich die Gemeinde ganz verlieren könnte und Gemeindeglieder in andere Gemeinden abwandern würden. Dann kam der Corona-Lockdown und fast von heute auf morgen mussten die Gemeinden schließen - nicht einmal Gottesdienste konnten stattfinden.

Mir kam dabei immer wieder der Vers aus Hebräer 12,27 in den Sinn, in dem (sinngemäß) darauf hingewiesen wird, dass erschüttert werden muss, was erschüttert werden kann, damit das Unerschütterliche sichtbar wird. Der Sinn der Krise könnte demnach sein, dass das, was eigentlich wichtig und deshalb unerschütterlich ist, zum Vorschein kommt - die Gemeinde also zu ihren wesentlichen Wurzeln zurückfindet. Passiert genau das? Findet die Gemeinde zu ihrem eigentlichen Kern zurück? Ich fürchte nicht. Meine Beobachtung der Entwicklungen in der Corona-Krise und nun der Zeit, wo die Rückkehr zur Normalität möglich wird, lassen mich erschrecken. Wir haben scheinbar nichts gelernt.

Was ist passiert?

Sehr schnell, nachdem sich die Auswirkungen der Pandemie in erschreckender Weise zeigten, wurde der Ruf nach dem Staat laut. Ich fand es erstaunlich, wie hoch die Bereitschaft war, sich den Einschränkungen zu fügen - ja, sie wurden geradezu eingefordert. Aus der Krisenberatung weiß ich, dass in der Krise der Ruf nach „dem starken Mann“ normal ist. Man fühlt sich wieder wie ein schutzloses Kind und sucht Absicherung bei den Eltern. Weil man selbst nichts tun kann (oder nicht weiß, was man tun soll), delegiert man die Handlungsvollmacht an andere, Stärkere. Das ist verhängnisvoll, weil man damit die eigene Verantwortung abgibt, sich passiv, nur noch reagierend verhält - und sich dadurch noch ohnmächtiger den Umständen ausgeliefert fühlt. Problematisch war dieser Vorgang vor allem dadurch, dass vom Staat verlangt wurde, den Einzelnen vor den unberechenbaren Gefahren des Virus zu schützen - das heißt, vor dem anderen zu bewahren, der vielleicht das Virus in sich trägt. Der andere Mensch war bedrohlich! Die Angst griff um sich, er könnte mir zu nahe kommen und mir gefährlich werden - und steigerte sich bis zu einer kollektiven Phobie. Die Menschen zogen sich misstrauisch voneinander zurück, gleichzeitig klagten sie über Vereinzelung, über Beeinträchtigungen der persönlichen Freiheit nach dem Motto: Ich will keine Nachteile, aber ich will die Rundum-Garantie von Sicherheit und Schutz. Das verstärkte das sowieso schon grassierende Virus des Egoismus in unserer Gesellschaft. Die Nebenwirkungen der Abwehr der Pandemie wurden zum größeren Problem als die eigentliche Krise. So ist es oft: Die Maßnahmen gegen die Krise verstärken sie und machen

sie letztlich zu einer ernsthaften Gefahr, denn die Möglichkeiten, ihr sinnvoll zu begegnen und sie konstruktiv gemeinsam zu bewältigen, sinken, wenn jeder nur panisch und egoistisch auf seinen eigenen Vorteil bedacht ist.

Verstärkt wurde die unübersichtliche Situation durch eine hektische Berichterstattung. Vieles wurde behauptet, verstärkt bis zur Übertreibung, aufgebauscht und dann durch neue, vielleicht sogar gegensätzliche Informationen ersetzt. Das erzeugte Irritation und verstärkte die Unsicherheit. Niemand wusste, was er glauben sollte und was wahr war. Kein Wunder grassierten bald die krudesten Verschwörungstheorien, denn jeder versuchte sich einen eigenen Reim auf die Vorgänge zu machen und eigene plausible Begründungen für alles zu finden. Fachleute bekamen viel Macht, sie waren die Wissenden - so lange, bis es klar wurde, das auch sie nur Vermutungen äußerten. In einer Krise ist eben das Problem, dass niemand genau weiß, was jetzt stimmt. Statt das zuzugeben (das haben nur wenige getan), wurde viel und wild behauptet. So kam zur eigentlichen Krise noch eine Glaubwürdigkeitskrise und das Gefühl verstärkte sich, dass man letztlich niemanden trauen kann.

Als weitere Erschwernis kam hinzu, dass durch den Lockdown alle Routinen ausgesetzt waren. Es war nichts mehr normal, die Struktur fehlte, die regulären, verlässlichen Parameter des Alltags. Die demokratischen Abläufe, die bislang gültigen Regeln wurden ausgesetzt. Jeder musste sich selbst zurechtfinden, seine eigenen Abläufe schaffen - und notfalls auch seine eigenen Gesetze erfinden. Unsere Gesellschaft zerfiel kurzzeitig in ihre Einzelteile, jeder stand mehr für sich als fürs Ganze und bahnte sich eigene Wege durch das Chaos. Den einen gelang das leichter, vielleicht weil sie innerlich unabhängiger waren, für andere war es kein Problem, weil sie auch sonst gewohnt waren, sich rücksichtslos durchzusetzen. Wenigen gelang es, die Krise auszublenden und so zu tun, als wäre alles wie immer, sie kümmerten sich einfach nicht um die allgemeine Panik - aber viele litten unter der Unklarheit der Situation, waren verunsichert, ängstlich, verstört.

Der Stresslevel stieg, die innere Anspannung nahm zu, viele Menschen waren bis zum Anschlag angespannt. Ich stellte fest, dass sich aufgrund einer erhöhten Gereiztheit Fehler häuften. Da die Aufmerksamkeit vor allem auf die eigene Stabilisierung fokussiert war, blieb keine Kraft mehr übrig, auf Details zu achten. So kam es zu mancher Unbedachtsamkeit, „zufälligen“ Häufungen von Unfällen, Versäumnissen oder Missverständnissen, die nicht mehr locker und humorvoll abgefedert werden konnten. Verstärkt wurde diese Anspannung dadurch, dass keine Erholungsbereiche möglich waren, die für einen gesunden Ausgleich hätten sorgen können: keine Konzerte, kein Theater, kein Kino - die kleinen Freuden und Erholungsmomente des Alltags. Die Perspektive auf Entspannung und Regeneration war gleich null, die Hoffnung auf einen baldigen Urlaub abgesagt.

Nach meiner Beobachtung führte der Lockdown vielfach nicht zur Beruhigung - man hätte ja jetzt einfach die gewonnene Zeit genießen können -, sondern zu einer vermehrten Aktivität. Maßnahmen zur Krisenabwehr verursachten eine sekundäre Umtriebbarkeit, die den normalen Alltag in den Schatten stellte: Abklärungen, organisieren, Masken herstellen, Beschäftigung der Kinder, Homeschooling usw. Allein schon, um alle Angebote im Netz

wahrzunehmen, die zur Corona-Bewältigung wie Pilze aus dem Boden schossen, war anstrengend und zeitraubend. Die Bemühung, alles trotz der anderen Umstände unter Kontrolle zu behalten, überforderte viele und erzeugte eine zunehmende Gereiztheit.

Kein Wunder kam es zu dem Punkt, wo man nicht mehr bereit war, nur noch alles akzeptierend hinzunehmen. Die Ungeduld stieg und die Forderung nach dem Ausstieg aus dem Lockdown. An diesem Punkt stehen wir heute (17.6.2020). Dabei geht der Rückbau der Beschränkungen den einen zu schnell und den anderen zu langsam, die einen wollen vollständig zurück zur Normalität - aber der Weg dorthin ist nicht klar. Die anderen haben Angst vor dem, was noch (oder wieder) kommen könnte, und fühlen sich sicherer in einer eher begrenzten und geschützten Welt.

Wo sind die Gefahrenpunkte?

Kritisch wird es dort, wo man versucht, sich unter allen Umständen gegen den anderen durchzusetzen, wo man dickköpfig seinen eigenen Vorstellungen folgen will. Wo man nicht erkennen möchte, dass der andere vor mir und meinen Ansprüchen geschützt werden muss (nicht ich vor dem anderen), wo man nicht versteht, dass die eigene Freiheit dort aufhört, wo die Freiheit des anderen beginnt. An diesem Punkt führt Gereiztheit zu Wutausbrüchen, Unbeherrschtheit, Aggressivität. Wer jetzt seine Freiheit gegen den anderen leben will, gibt dem Virus Raum, denn hier wird der Abstand zu anderen überschritten, der notwendige Schutz voreinander missachtet und die eigenen Bedürfnisse überhöht. Im Gegensatz dazu müsste jetzt ein aufmerksames Gespür dafür entwickelt werden, wie weit man gehen kann und wo man besser aufhört. Die inneren Gefahrenanzeiger müssten sensibilisiert und eine erhöhte Aufmerksamkeit für die Bedürfnisse des anderen entwickelt werden. Scheinbar ist das Gespür für eine wirkliche Gefahr und eine Haltung der Rücksicht dem anderen (und sich selbst gegenüber) verloren gegangen.

Statt zu einem wirklichen, echten, tiefen Miteinander führte die Krise eher zur Ausprägung einer Pseudogemeinschaft. Die Abstandsregelungen machten zwar eine neue Form des Kontaktes nötig: über den Gartenzaun, auf Distanz, per Telefon - und vor allem über die digitalen Medien. Hier ist teilweise auf erstaunliche Weise Beziehung gelebt worden. Aber das kann kein Dauerzustand sein. Beziehung braucht Nähe, persönlichen Kontakt, direkten Austausch, der maskenlose Blick in das Gesicht des anderen. Worte wie „gemeinsam“ und „miteinander“ erfuhren Hochkonjunktur - blieben aber vielfach nur Worte, es gab kein wirkliches Miteinander. Man blieb „drinnen“ und grüßte die Menschen „draußen“. Wer anderen die Arbeit abnahm wurde zum „Helden des Alltags“ erklärt. Die einen verbarrikadierten sich in ihren Häusern, die anderen wurden „geopfert“. Schlagworte wie „mit euch, für euch“ werden heute vermehrt von der Werbung genutzt, um durch das Gefühl von Hilfsbereitschaft den Verkauf und die Wirtschaft anzukurbeln. Die Folge ist eine noch oberflächlichere Form von Gesellschaft: Der Einzelne zählt mehr als das Ganze.

In der Krise kommen latente Konflikte zum Vorschein, Verwerfungen, die es bereits schon länger gab, werden sichtbar und wirken sich aus. So denke ich, dass die Corona-Krise die Entwicklung weg von einer Wertegesellschaft hin zu einer Statusgesellschaft beschleunigt

und verstärkt hat. Nicht mehr Werte sind das Verbindende, sondern der Status bestimmt das Miteinander: das Einkommen, die beruflichen Möglichkeiten, die erworbenen Kenntnisse. Wer jetzt ein eigenes Haus mit Garten hatte, war im Vorteil, wer genug Geld hatte, musste sich nicht sorgen, wer einen Beruf hatte, in dem die Arbeit im Homeoffice möglich war, musste das Haus nicht verlassen, wer Kenntnisse hatte in IT und sich mit den digitalen Möglichkeiten auskannte, konnte von der Situation profitieren. So gab es Gewinner, denen die Krise nichts anhaben konnte, die sogar aus ihr einen Vorteil zogen - und andere, die absolute Verlierer waren, weil sie die Umstände nicht abfedern konnten. Die einen sahen „Corona“ als interessante Herausforderung - die anderen waren Opfer.

Und die Christen?

Ist „Corona“ eine Strafe für die unersättliche Wirtschaftsentwicklung weltweit, die immer mehr Wachstum möchte und zunehmend dem Kommerz die Werte opfert? Oder ist „Corona“ eine Plage wie beim Auszug des Volkes Israel aus Ägypten - Maßnahmen im Blick auf eine bevorstehende Befreiung, eine gravierende Veränderung? Ich habe für beide Erklärungen Begründungen gehört. Galt „Corona“ nur der „Welt“, um auf Gott aufmerksam zu machen? Auch das wurde diskutiert. Aber der Virus machte auch vor Christen und Gemeinden nicht halt. Meine Meinung ist: Die Corona-Pandemie ist eine ernste Warnung Gottes an uns - vor allem für uns Christen.

Ich habe es als Freiberuflicher am eigenen Leib erfahren, wie es war, als ein Termin nach dem anderen abgesagt wurde und der Terminkalender sich immer weiter leerte, weil ich einen nach dem andern ausradieren musste. Dabei hatten die kommenden Monate bereits schon so gut ausgesehen. Die Corona-Krise bezeichnete das Ende aller Pläne, viele Vorbereitungen mussten gestoppt und Veranstaltungen storniert werden. Es gab plötzlich keine Planungssicherheit mehr. Alle redeten davon, dass es nun darum ginge, „auf Sicht zu fahren“. Was war mit unseren stolzen Plänen, unseren wichtigen und guten Überlegungen geschehen? Gott hatte sie durchgestrichen. Offensichtlich findet er sie nicht so wichtig. Bei allem, was wir dachten, im Griff zu haben, spürten wir nun Unsicherheit und eine abgrundtiefe Abhängigkeit - von was? Von den Umständen? Von Gott? Es wurde klar, dass wir vieles an Gott vorbeigeplant hatten, uns ausgereizt hatten in den vielen Möglichkeiten, im Bemühen um eine gute, attraktive Gemeindekultur. Die Gemeinde war dadurch zu einer kulturellen Einrichtung geworden, wie viele andere auch - und unterlag damit, wie der ganze Kulturbetrieb unserer Gesellschaft, dem Lockdown. Vieles war nun auf einmal nicht mehr wichtig und wir erfuhren: Es geht auch anders!

Wie wird es nun in Zukunft sein? Zurück zu der alten Hektik und Fülle von Angeboten? Oder könnte es in Zukunft vor allem darum gehen, statt einen Betrieb aufrechtzuerhalten, danach zu fragen, was Gott will: mehr Stille, mehr Hören, weniger Aktivität? Keine Veranstaltungen, bei denen sich der Einzelne in der Menge verstecken kann, sondern vielmehr das persönliche Glaubensleben, die konkrete Nachfolge Jesu? Im Augenblick jedenfalls sind viele Gemeindeleitungen damit beschäftigt, eine Notversorgung am Laufen zu halten und die erforderlichen, sich ständig verändernden Hygieneanordnungen einzuhalten. Ich beobachte:

Die Bindung an die Gemeinde löst sich auf, man braucht sie nicht mehr - es gibt genug andere, bequemere Möglichkeiten, seine religiösen Bedürfnisse zu befriedigen.

Was bedeutete es, dass kein Gottesdienst mehr möglich war? Kein Lobpreis, keine Predigt, keine Gemeinschaft. Gott konnte offensichtlich gut auf unseren Lobpreis verzichten. Vielleicht stellten wir umgekehrt fest, dass uns etwas fehlte. Aber das zeigt nur, wie wichtig der Lobpreis für uns ist, zu unserer Erbauung und Erhebung beiträgt, etwas, das unseren menschlichen Bedürfnissen entspringt. Könnte diese Erkenntnis uns dazu bringen, neu darüber nachzudenken, wie wir Gott im Lobpreis verherrlichen - und weniger unsere eigenen Gefühle bedienen? Als dann in eingeschränktem Maß Gottesdienste wieder möglich waren, wurden wir aufgefordert, im Herzen mitzusingen, weil der Gesang nicht erlaubt war: Wie geht das - im Herzen singen? Müssen wir hier etwas Neues lernen?

Schwieriger wird es, wenn es keine Predigt mehr gibt: Wie wird dann das Wort Gottes ausgelegt, die Menschen auf Gott hin ausgerichtet? Vielleicht war das für viele ein Signal wieder die eigene Bibel hervorzuholen, um sich selbst mit dem Wort Gottes zu beschäftigen. Es wurde deutlich, welches Privileg eine wöchentliche Predigt ist und wie wenig wir dies geschätzt haben. Aber nun sind wir herausgefordert, uns selbst um unseren Glauben zu bemühen: Bibelauslegungen, Hauskreis im Kleinen, per Telefon, die Stille Zeit, die wir uns selbst gestalten müssen. Viele Gemeinden haben schnell reagiert und die Christen weiter mit Telefongottesdiensten versorgt, es gab Predigten im Internet per Audio oder Video, live oder gestreamt, Tonträger von Predigten, die verteilt wurden - aber vor allem entwickelte sich schnell ein großer Markt von unterschiedlichsten Predigern, die Woche für Woche oder sogar täglich eine neue Ansprache ins Netz stellten. Man konnte aussuchen, was einem am besten gefällt - und mancher wird über den Tellerrand seiner eigenen Gemeinde hinausgeschaut haben und wurde dabei in ganz neuen Bereichen des Reiches Gottes fündig. Aber wo bleibt der gelebte Glaube, die persönliche Beziehung in der Gemeinde vor Ort? Oder wurde nur wieder das Konsumverhalten der Christen bedient - noch einmal auf ganz andere, besondere Weise? Finden sie nach der Krise zurück in ihren eigenen „Stall“ oder bevorzugen sie weiterhin die religiöse Versorgung bequem im Wohnzimmer bei einer Tasse Kaffee?

Am schmerzlichsten war der Verlust der realen Gemeinschaft mit lebendigen Schwestern und Brüdern, sie war nicht zu ersetzen. Wurde uns dabei bewusst, wie wichtig Beziehung für unseren Glauben ist? Wo wir früher oft unter der Andersartigkeit unserer Mitchristen gelitten hatten, vermissten wir sie nun. Eine notwendige Lernerfahrung Gottes? Gemeinschaft, persönliche Beziehung, das Du, das Gegenüber gehört zum christlichen Glauben, die Gemeinschaft des großen Wir, in dem Gott selbst gegenwärtig ist - das geht nicht digital. Der Weg zum Gottesdienst, die bewusste Entscheidung am Sonntagmorgen zum Aufbrechen, die persönliche Begegnung, das Wahrnehmen der Mitchristen, das Eintreten in den Gottesdienstraum, dem Kreuz auf oder hinter dem Altar gegenüberzutreten, das Stillwerden, aufmerken, sich konzentrieren, das gemeinsame Singen und Beten und das Abendmahl, das hörbare Vaterunser und am Schluss das Geschenk des Segens für

den Alltag ganz persönlich zugesprochen bekommen - alles wichtige Bestandteile des praktischen Glaubens. Wir haben sie so selbstverständlich genommen und oft nicht gewürdigt. Nun wird ihre Bedeutung klar.

Aber vor allem zeigt sich, wie wichtig es ist, den eigenen Glauben zu pflegen, die eigene Entscheidung zur Nachfolge. In der Krise bewährt sich das, was uns wichtig ist. Das Wichtige festigt sich, alles andere wird nebensächlich. Was ist wichtig: Das Ich, das sich Jesus hingibt und zu ihm gehört. Das heißt: Die Zeit des konsumierenden, passiven Christseins ist vorbei und damit auch die mühsamen Versuche, die Kontrolle zu behalten, die eigenen Vorstellungen durchsetzen und die persönlichen frommen Bedürfnisse in den Vordergrund zu schieben. Wir können nicht mehr von anderen einfordern, dass es uns gut geht und wir das bekommen, worauf wir denken, dass wir einen Anspruch hätten. Und wir verstehen (neu), wie wichtig es ist, nicht nur die Hände zu desinfizieren, sondern vielmehr unser Herz zu reinigen - die Desinfektionsspender am Eingang zur Kirche machen uns darauf aufmerksam. Wir sollen mit Maske, verhüllt und demütig vor Gott treten. Es kommt nicht auf unser Singen und Reden an, sondern auf Gottes Wort. Wir sollen unsere Pläne loslassen und die Kontrolle aufgeben, auf Gott hören und tun, was er sagt. Gott macht seine Pläne, wir sollen gehorchen. Nicht auf unsere frommen Gefühle kommt es an, sondern auf das, was wir in der Nachfolge Jesu tun. Jetzt ist Buße und Umkehr nötig, die Veränderung unseres Herzens und unserer Einstellung. Das Gebet im Flehen zu Gott um sein Erbarmen ist das Gebot der Stunde! Jetzt zeigt es sich: Was ist unser Glaube wert, wenn es schwierig wird? Ist er echt, krisenfähig? Stehen wir auf einem unerschütterlichen Fundament?

Was heißt das für uns?

Ich denke, dass die Corona-Zeit eine ernste Warnung Gottes für uns ist: Wir sollen uns grundsätzlich und gründlich ändern. Die Pandemie ist ein prophetischer Weckruf für uns Christen, eine deutliche Warnung zur Vorbereitung für Kommendes. Wenn ich das so sage, erlebe ich auf der einen Seite ernste Zustimmung und auf der anderen Abwehr: Du bist ein Unheilsprophet, du willst dich nur wichtigmachen, diese Endzeitansagen haben gerade Konjunktur. Jede Prophetie polarisiert: Die einen glauben sie, die anderen lehnen sie ab - so war das schon bei den Propheten im Alten Testament. Was sollen wir also glauben? Durch dieses Dilemma wird die Krise noch stärker, nimmt die Unsicherheit zu. Da will man doch lieber hören: „Alles wird gut!“ Aber das stimmt einfach nicht - zumindest nicht in dieser Welt. Es geht um eine Entscheidung, was ich für richtig halte - und dementsprechend werde ich mein Leben ausrichten. Keine Prophetie kann für sich eine objektive Wahrheit beanspruchen, sie ist ein Angebot, das angenommen oder verworfen werden kann. Sie zwingt nicht, angenommen zu werden, aber sie fordert zum Nachdenken heraus. Was für den einen eine Unheilsprophetie ist, ist für den anderen eine Möglichkeit, die Vorgänge ganz anders, neu zu sehen. Denn jede Prophetie hat die Aufgabe, auf den hinzuweisen, der dahintersteckt: Gott redet. Und wo Gott am Wirken ist, entsteht Hoffnung, neue Perspektive, Lebensmut, Glaubenskraft - nicht Angst, Entmutigung, Verzweiflung. Wir können uns unserer Angst stellen und sie aushalten.

Der Hinweis, dass es Gott ernst ist und er nicht länger duldet, dass wir unsere eigenen Wege gehen und ihn missachten, kommt nicht unvermittelt. Gottes Warnlampen blinkten schon länger auf höchster Stufe. Durch unsere Aktivität ist es uns allerdings gelungen, sie zu übersehen. Als Krisenberater konnte ich schon länger feststellen, was sich anbahnte. Wer aufmerksam sehen wollte, konnte erkennen, was nicht gut lief und dass sich mit zunehmender Geschwindigkeit eine ernsthafte Krise aufbaute:

Ich nahm eine „Überhitzung“ unserer Lebensbezüge wahr: Alles war zu viel, das Tempo zu hoch, es wurde viel organisiert und strukturiert - mit geringem Erfolg, das Leben wurde höchstens noch komplizierter. Der Druck nahm zu: Man wurde getrieben durch die eigenen Erwartungen oder den Forderungen anderer. Der Krankenstand wuchs, die Freude am Leben verringerte sich, wirkliches Ausruhen, Genießen gelang nicht mehr. Viele klagten über Burn-out-Symptome: Depression, Angst, Verweigerung. Man zog sich zurück, misstraute einander, bewertete den anderen, versuchte besser zu sein, Misstrauen grassierte. Einzelne taten immer mehr, während andere ausstiegen und sich nur noch um sich kümmerten. Eine Veränderung löste die andere ab, aber es wurde nichts besser.

Unsere Gesellschaft wurde durch eine weltweite Vernetzung unübersichtlicher. Firmen fusionierten, kollabierten, Wachstum war das Credo. Durch die Mehrbelastung Einzelner erhöhte sich die Aggressivität, die Ungeduld, der Egoismus. Wirtschaftliches Auf und Ab jagte die Menschen und hinderte sie, zu Besinnung zu kommen. Die digitalen Medien und Netzwerke taten ein Übriges: man war ständig bis zum Anschlag mit Unwichtigem beschäftigt. Einzelne bekamen immer mehr Macht und Einfluss. Die Folge: Unruhen nahmen zu bis hin zum gewalttätigen Ausbruch. Das alles sind Hinweise, dass es nicht gut läuft, alles könnten Warnungen für uns sein, endlich zu erkennen, dass wir umkehren müssen.

„Corona“ könnte uns zwingen, dies alles endlich wahrzunehmen - um Grundsätzliches zu verändern. Wer die Warnung Gottes nicht hören und sehen will, ist taub und blind - oder aber er will es nicht wahrnehmen. Es ist doch so offensichtlich: wenn die Entwicklung so weitergeht, stehen uns herausfordernde Zeiten bevor.

Ich sah neulich vor meinem inneren Auge ein Bild: ein großes, altes Haus mit vielen Stockwerken und Nebengebäuden. Das Haus ist an einem steilen Abhang gebaut. Nun fängt es an zu rutschen. Es ist vieles durch die Entwicklungen unserer Zeit und unseren Unglauben in Schiefelage geraten, keine Wunder droht der Absturz. Es werden Warnungen gerufen. Einige verlassen mit Koffern und Gepäck das Haus. Andere stehen davor mit nichts als einem Rucksack auf dem Rücken, den notwenigsten Habseligkeiten. Manche verlassen das Haus nicht.

Ich verstehe dieses Bild als prophetischen Eindruck: Das Haus ist die Kirche. Ist das möglich? Wird die Kirche in den Abgrund stürzen? Und was wird mit unserer Gesellschaft, wenn die Kirche wegbricht? Wird nicht das Abrutschen dieses Hauses einen unheilvollen Abgrund öffnen? Das darf doch nicht sein! Doch, das ist möglich: Das alte Volk hielt den Tempel in Jerusalem für unverwüstlich und ewig, eine Garantie der Gegenwart Gottes, eine stabile Versicherung für die Zukunft. Und trotzdem: der Tempel wurde zerstört. Das neue Volk trat an seine Stelle: die Gemeinde. Aber auch dieser Tempel wird nicht ewig bleiben - vor allem

wenn die Christen denken, dass ihnen nichts passieren kann, sie ihre eigenen Wege gehen und sich darauf verlassen, das Volk Gottes zu sein. Ein neuer Tempel wird gebaut: Gottes Stadt, das neue Jerusalem: Gott wird bei ihnen wohnen, hier wird Gott zu Hause sein ...

Meine Meinung ist: Wir denken heute, „Corona“ sei die Krise, sie ist aber nur eine Vorstufe von dem, was kommen wird. Es wird noch schlimmer werden. Wenn wir Corona überstanden haben, haben wir die Krise noch vor uns. Es müssen nur zusätzlich zum Ausbruch eines Virus noch Naturkatastrophen kommen (Stürme, Überschwemmungen, Erdbeben), die Versorgungslage der Bevölkerung zusammenbrechen (kein Benzin, kein Strom), bürgerkriegsähnliche Zustände auftreten, die nicht mehr zu kontrollieren sind - und das alles gleichzeitig, dann haben wir wirklich eine Krise, die wir nicht mehr so ohne Weiteres abfedern oder mit hohen Investitionssummen abmildern können. Dann wird es ausnahmslos alle treffen.

Wir sollten uns darauf vorbereiten: nicht panisch, angstvoll, sondern in großer Ruhe und mit göttlicher Gelassenheit: Was werden wir dann tun? Wie werden wir als Christen leben? Wir werden dann bis zum Äußersten gefragt sein, von uns selbst abzusehen, zu helfen, zu versorgen, zu heilen, zu bewahren, zu stärken, zu ermutigen. Wir sind dann herausgefordert zu teilen, weiterzugeben, wir können uns nicht mehr zurückziehen, verbergen, unseren eigenen Glauben unsichtbar und nur für uns persönlich leben. Dann wird sich zeigen, ob wir als Christen gelernt haben, ob uns die Hinweise Gottes gelehrt haben, mit Schwierigkeiten umzugehen.

Deshalb sollten wir heute das annehmen, was Gott uns durch die Corona-Krise zeigt: weg vom Äußeren, hin zum tiefen Vertrauen auf Gott, weg vom immer Mehr des Konsums, hin zu der Fülle Gottes, weg von der Gier des Wachstums und gegenseitiger Konkurrenz, hin zum Frieden in Gott, der uns mit allem versorgt.

Was können wir heute tun, um als Christen krisensicher zu sein?

Wir sollten heute über diese Frage nachdenken, nicht erst, wenn es zu spät ist. Ganz ehrlich und offen sollten wir unser Verhalten hinterfragen, die Warnung Gottes ernst nehmen und annehmen, was wir verändern müssen.

Wir sollten daran arbeiten, als Gemeinden eine tragfähige Gemeinschaft zu sein, wo man füreinander einsteht und einander trägt und unterstützt. Wo man lernt, von sich selbst wegzusehen, um den anderen wahrzunehmen, wo man sich zurückstellt, um dem anderen zu dienen.

Wir sollten nachbarschaftliche Beziehungen knüpfen zu Christen in der Nähe, über die eigenen Denomination hinweg, damit wir im Notfall füreinander eintreten und einander begleiten können.

Wir sollten lernen, mehr aus dem Augenblick zu leben, unmittelbar, flexibel, spontan zu sein, damit wir auf das reagieren können, was jetzt gerade nötig ist. Wir planen dann nicht mehr langfristig, sondern hören beständig darauf, was Gott will. Wir machen nicht unsere Pläne, sondern fragen nach Gottes Absichten. Wir geben auf, die Kontrolle über uns, unser Leben und unsere Umstände im Griff zu haben, und fügen uns willig ein in das was Gott tut.

Wir sollten mehr soziale Fähigkeiten entwickeln: Sehen, wo wir einander helfen können, das Leid und die Not entdecken und aktiv dagegen angehen. Wir müssen lernen, mit Krankheit, Sterben und Tod umzugehen. Das Gebet für die Kranken sollte an neuer Bedeutung gewinnen.

Die Betreuung von Kranken und Sterbenden sollte nicht nur Sache der „Alltagshelden“ sein, sondern unser gemeinsames Anliegen (trotz Ansteckungsgefahr). Niemand sollte allein gelassen oder abgeschoben werden, jedem wird in seiner speziellen Notlage mit Liebe und Fürsorge beigestanden. Wir bilden „Beerdigungsgemeinschaften“, sodass jeder in Würde und Anstand betrauert und beerdigt wird. Wir kümmern uns um die Angehörigen. Genauso haben sich die Christen in früheren Zeiten bei Epidemien, Kriegen und Notlagen verhalten.

Wir sollten ein anderes Verständnis von Erfolg und Misserfolg entwickeln, denn es muss nicht alles gelingen, perfekt und optimal sein. Es geht in unserem Glauben nicht um Perfektion und Sieg, sondern vielmehr um Durchhalten und Bleiben, Aushalten und Stillhalten, Nachgeben - diese Verhaltensweisen müssten eine neue, positive Bedeutung bekommen.

Wir sollten nicht nur auf Digitalisierung setzen, sondern auch analoge Kommunikationswege finden und ausbauen - denn im Krisenfall besteht die Gefahr, dass die digitalen Netze nicht mehr zur Verfügung stehen. Wir müssen lernen, direkt miteinander zu reden.

Wir sollten friedensfähig sein, auch dort, wo es zu unseren Lasten geht, als Friedensstifter agieren, wo es aggressiv wird, vermitteln und ausgleichen. Mutig sollten wir sein und die Stimme gegen Unrecht und Gewalt erheben. Wir sollten uns nicht vor Nachteilen und Verfolgung scheuen.

Wir sollten stärker werden im Gebet, das Gespräch mit Gott sollte für uns so wichtig sein wie das Atmen. Wir fragen in jeder Situation Gott, hören auf ihn, nehmen sein Reden erst. Wir bilden mobile, flexible Gebetsteams, die dort hingehen, wo sich Abgründe öffnen, und proklamieren Gottes Licht gegen die Finsternis.

In diesem konsequenten Handeln werden wir belastbarer, legen unsere Empfindlichkeiten ab, lassen los - auch unsere Bedürfnisse nach Konsum und einem bequemen Leben. Wir geben unsere Angst und Sorge auf. Wir vertrauen Gott. Das alles sollten wir Christen jetzt einüben, jetzt damit beginnen - das ist die Warnung von „Corona“: Es ist höchste Zeit! Corona zeigt deutlich, wo unsere Schwachstellen sind. Wenn wir jetzt nicht umdenken, um besser vorbereitet zu sein, werden uns kommende Schwierigkeiten noch weit mehr treffen als die jetzige Krise.

Das Ende des Krieges

Die kleine Schar der Christen steht dem feindlichen Heer gegenüber. Die Soldaten sind gerüstet und bis auf die Zähne bewaffnet, ihre Gesichter verborgen.

Die Christen sind unbewaffnet. Schweigend ziehen sie den Soldaten entgegen. Ihre Hände sind geöffnet, die Arme ausgebreitet. Sie gehen gemeinsam im Pilgerschritt (drei Schritte vor und einer zurück).

Kurz vor der bedrohlichen Mauer der Soldaten bleiben sie stehen. Fahnen werden entrollt: goldene Banner mit dem Löwen von Juda. Dann beginnen sie zu singen. Sie singen das Lied der Überwinder: „Groß und wunderbar sind deine Werke, Herr, allmächtiger Gott! Gerecht und wahrhaftig sind deine Wege, du König der Völker. Wer sollte dich, Herr, nicht fürchten und deinen Namen nicht preisen? Denn du allein bist heilig! Ja, alle Völker werden kommen und anbeten vor dir, denn deine gerechten Gerichte sind offenbar geworden“ (Offenbarung 5,3-4).

Immer mehr Christen kommen. Sie werden begleitet von vielen Gebeten – auch von Menschen, die bereits gestorben sind. Dann wird auf sie geschossen.

Nun kommen weitere hinzu, die sich um die Verletzten und Toten kümmern. Wo die Märtyrer fallen, wächst spürbar ein Kraftfeld der Liebe. Wo Lücken entstehen, stellen sich andere in die Bresche. Die Menge der Christen wird immer größer. Sie sind eins, sie stehen, sie halten stand, sie weichen nicht. Sie ermutigen sich gegenseitig, sie geben sich die Hand, sie lachen und singen. Ihre Freude gibt ihnen eine Kraft, die unüberwindlich ist.

Die Soldaten werden unsicher. Sie wissen nicht, was sie tun sollen. Dann kommen die Kinder: hüpfend, springend, jauchzend, singend. Da fliehen die Soldaten.

Das Ziel vor Augen

Vielleicht geht es heute um einen großen Endspurt. Bevor wir das Ziel erreichen, kommt noch eine schwierige Etappe. Ich beobachte eine zunehmende Zuspitzung der Gegensätze und erlebe in unterschiedlicher Weise, dass latente, verdrängte und längst vergessene Konflikte mit Vehemenz ausbrechen.

Latente Konflikte

Lange Zeit ist es uns gelungen, anstehende Klärungen zu verdrängen. Ich würde sogar sagen: Wir haben eine Meisterschaft im Verdrängen entwickelt. Was es nicht geben durfte, gab es nicht. Die Umstände haben es uns leicht gemacht: Es war vieles möglich, wir konnten uns beschäftigen – vielleicht sogar vergnügen – und dabei so tun, als wäre alles gut. Wir wollten nicht sehen und haben die Augen zugemacht. Wir haben uns eingebildet, dass es immer so sein würde. Wir wollten uns nicht beeinträchtigen lassen durch irgendwelche Probleme oder dringend notwendige Auseinandersetzungen. Es sollte uns gut gehen - und es ging uns gut. Das ist nun vorbei. Wir müssen uns stellen!

Dass sich unterschwellige Konflikte melden, sehe ich weltweit, genauso wie im kleinen Bereich der christlichen Gemeinden. Weltweit: Die dunklen Schatten einer menschenverachtenden Kolonialzeit melden sich. Ungeklärte Gebietsansprüche explodieren in einem Gefühl von Ungerechtigkeit. Was einst nur oberflächlich geregelt wurde, wird nun infrage gestellt. Kriegerische Auseinandersetzungen sollen die Gerechtigkeit wieder herstellen, verschärfen aber nur das Unrecht. Jede frühere Überheblichkeit rächt sich nun. Im Kleinen: In Gemeinden tritt zutage, was wir bislang versäumt haben. Es zeigt sich, wie wackelig unsere Beziehungen, wie wenig klar Strukturen sind und auf welch schwachen Beinen die Leitung steht. Geht es uns gut, spielt das alles keine Rolle, können wir die Schwächen überspielen – oder einfach nicht ernst nehmen. Nun wird es eng und zeigt sich, wo wir unsere Hausaufgaben nicht gemacht haben. Alte Konflikte brechen wie bei einem Vulkan unvermittelt an die Oberfläche. Vor allem müssen wir erkennen, wie dünn unser Vertrauen in Gott ist, wie wenig unser Glaube aushält. Wir kämpfen um uns und um unser Recht, als ob es keine Rechtfertigung Gottes gäbe, als hätten wir noch nie etwas von Gnade gehört und als wären Barmherzigkeit und Liebe Fremdworte.

Sich zuspitzende Gegensätze

Der Individualismus ist in seine Endphase getreten. Die totale Selbstverwirklichung des Einzelnen ist nicht mehr im bisherigen Maß möglich, der Gegensatz zwischen Einzelinteressen und gemeinsamen Interessen verschärft sich. Wer gibt nach? Wer tritt zurück? Sind wir bereit, unsere – auch berechtigten – Bedürfnisse zugunsten eines umfassenden Miteinanders aufzugeben? Überhaupt: Wie sieht ein Miteinander aus lauter exzentrischen, selbstbewussten, starken Individuen aus? Es geht nicht anders: Wir sollten auch die schwierigsten und seltsamsten Menschen einen Platz in unserer Mitte geben – aber diese müssen bereit sein, sich in ein großes Ganzes einzuordnen. Unser Miteinander funktioniert nur dann, wenn beides geschieht. Die Voraussetzung ist, dass wir uns grundsätzlich akzeptieren. Die notwendige Eigenschaft dafür heißt Toleranz, wir brauchen ein sehr weites Herz. Im christlichen Bereich bedeutet das: Wir brauchen eine riesige Portion

Liebe. Aber gleichzeitig müssen wir in neuer Weise lernen, verantwortlich zu leben – also das Ganze zu sehen und nicht nur sich selbst. Die Mündigkeit des Menschen müsste neu entdeckt werden – das sind nicht nur Menschen mit einem großen Mund, die viel reden und wenig tun, sondern das bedeutet vor allem ein Handeln mit Respekt, Zuverlässigkeit und deutlichem Gemeinsinn. Absprachen, gemeinsames Handeln, klare Kommunikation im Hören aufeinander und ein eindeutiges Zielbewusstsein sind in kritischen Zeiten erforderlich: Nur gemeinsam schaffen wir es. Ich beobachte im Gegensatz dazu eine Gesellschaft, die immer mehr in ihre Einzelteile zerfällt, die Differenzierung wird zur Polarisierung. Gegensätze spitzen sich zu – das heißt: jeder kämpft für sich, um sein Recht, um seine eigene Komfortzone, um sein Überleben. Wir überleben aber nur gemeinsam.

Der Kampf um die besten Plätze

Wer vorn ist, gewinnt. Wer am meisten Kapital besitzt, kommt durch. Wer sich am besten durchsetzen kann, wird sich behaupten – alle anderen bleiben zurück. Es ist ein Kampf um die besten Plätze entbrannt. Der Egoismus nimmt zu: Hauptsache, ich überlebe, Hauptsache, ich komme ins Ziel. Wer sich schwach fühlt, sucht sich Unterstützer. Wichtig ist, dass ich zur Gruppe der Sieger gehöre. Ich bin stark, wenn wir uns gemeinsam stark machen. Einseitige Ideologien breiten sich aus, denn sie verbünden uns mit denen, die die lautesten Argumente haben. Ein neuer Nationalismus vermittelt Werte: mein Besitz, mein Leben, mein Volk, mein Land. Das gilt es nun zu behaupten und zu verteidigen – notfalls mit Waffengewalt. Genauso prallen gegensätzliche Kulturen aufeinander. Das sind Traditionen, die eine Identität geben: Es muss doch eindeutig so sein und nicht anders! Was mich prägt, ist richtig, meine Glaubensüberzeugung ist absolut. Der Islam behauptet sich auf aggressive Weise – manche Christen auch. In offensiver Weise kämpfen verschiedene Religionen um die Vorherrschaft. Die Christen geraten dabei ins Hintertreffen, da ihr Glaube eine dienende Haltung verlangt. Die Christenverfolgungen nehmen zu. Erschwerend kommt hinzu, dass die Christen untereinander nicht eins sind und dass auch in ihren eigenen Reihen die Gegensätze zunehmen. Es sind nicht nur die konfessionellen Unterschiede, die die Christen schwächen, sondern mehr noch ihre jeweils eigene Interpretation der Bibel. Jeder weiß es anders, jeder weiß es besser.

Auseinandersetzungen finden heute auf vielen, ganz unterschiedlichen Kampfplätzen statt:

- Da ist die Auseinandersetzung zwischen Jung und Alt: Die Alten wollen bewahren, was sie sich ein Leben lang erarbeitet haben, und nun die letzte Phase ihres Lebens genießen. Die Jungen haben den Eindruck, dass ihre Möglichkeiten schwinden und sie weniger Chancen haben als frühere Generationen – die Ressourcen sind verbraucht. Das äußert sich in einer schärfer werdenden Diskussion um die Klimaveränderung. Die Jungen fühlen sich als „letzte Generation“ und wehren sich gegen Perspektivlosigkeit – oder resignieren.
- Da ist die Auseinandersetzung zwischen Arm und Reich: Die einen besitzen immer mehr, die anderen sind mit ihrem Existenzminimum konfrontiert. Medizinische Behandlungen über die Grundversorgung hinaus können sich bald nur noch Privilegierte leisten. Der „Wohlstand“ scheint für Einzelne unerreichbar. Flüchtlinge kommen zu uns, weil sie von unserem

Überfluss profitieren wollen. Das Gefühl von Ungerechtigkeit macht sich aggressiv Luft. Wer keine Chance hat, hat nichts zu verlieren. Trotzdem protzen die, die weit mehr haben, als sie brauchen, mit ihrem Besitz. Wie lange kann das gut gehen?

- Da ist die Auseinandersetzung zwischen oben und unten. Wer oben ist, möchte es bleiben, wer unten ist, fühlt sich abgehängt. Es wird von „denen da oben“ verlangt, dass sie die „da unten“ versorgen – aber gleichzeitig werden sie infrage gestellt und, wenn die Erwartungen nicht erfüllt werden, scharf kritisiert. Leitungseliten, demokratisch gewählte Regierungen oder allgemein die Staatsmacht wird abgelehnt, schlimmstenfalls aktiv bekämpft. In einer Gesellschaft, in der die Prinzipien von Recht, Gesetz und Ordnung nicht akzeptiert werden, sind Willkür und Chaos Tür und Tor geöffnet.

- Da ist die Auseinandersetzung zwischen fromm und beliebig. Während die einen an ihren festen Werten festhalten und sich hinter ihnen wie hinter einer Mauer verschanzen, ist für die andern alles möglich, sie leben ohne Vorgaben. Frömmigkeit wird zum Geschäft, Beliebigkeit zum Prinzip. Dazwischen eröffnen sich tiefe Gräben, eine Begegnung zwischen den Fronten scheint unmöglich. Der Glaube wird zum Machtkampf, es geht um die richtige Überzeugung: Der eine glaubt an *seinen* Gott und wird dabei leicht selbstgerecht – der andere glaubt an sich selbst und hält alles für recht, was ihm nützt – stürzt sich dabei aber ins Unrecht. Die Gesellschaft leidet an einem Glaubwürdigkeitsproblem. Ein gemeinsames Fundament bröckelt, es gibt keine Verlässlichkeit mehr.

Alle diese Auseinandersetzungen (und noch einige andere) müssen bearbeitet werden. Wir sind insgesamt herausgefordert, uns zu stellen, um neue Vorgaben und Verhaltensweisen zu entwickeln. So wie es bisher war, geht es nicht weiter. Nur: Was kommt jetzt? *Wie* geht es weiter? Die Unsicherheit verschärft die schon schwierige Lage noch mehr, ein Konglomerat des Schreckens nimmt zu: Woher bekommen wir Hilfe? Das müsste jetzt unsere vorrangige Frage sein, wenn wir uns einmal in aller Ruhe darauf besinnen würden, was wir tun könnten – ohne panisch zu reagieren. Wir müssen diese Frage stellen und intensiv nach Antworten suchen. Für Christen heißt sie: „Unsere Hilfe kommt von Gott, der Himmel und Erde gemacht hat“ (Psalm 121,2).

Um was geht es wirklich?

Die vielen Kampfplätze ermüden und rauben alle Kraft und Freude am Leben. Viele Menschen fühlen sich erschöpft und ausgelaugt und haben keine Lust mehr, sie ziehen sich am liebsten ins Privatleben zurück. Wer mag es ihnen verdenken? Es scheint, als ob nichts mehr klar wäre, als sei alles in Bewegung, wären die Veränderungsprozesse wie ein gewaltiger Sturm, der alles durcheinanderbringt, würden die entfesselten Mächte des Bösen ihr Unwesen treiben. Jede Kleinigkeit mündet in eine heftige Auseinandersetzung, jeder Vorgang muss neu geregelt werden, nichts ist mehr gewiss, nichts so, wie es einmal war. So scheint es wenigstens. Das Deprimierende dabei ist: Das ist alles erst der Anfang. Es wird noch schlimmer kommen. Die Gegensätze werden jetzt erst anfänglich deutlich, sie werden sich noch offensiver zeigen. Und die Erkenntnis, dass wir nichts an diesen Entwicklungen ändern können, macht die Lage nicht einfacher. Tatsächlich: Die Gegensätze müssen sich zeigen. Es muss offenbar werden, was nicht in Ordnung ist, wo wir nacharbeiten müssen. Wir

müssen mit den Konsequenzen unseres bisherigen Lebensstils konfrontiert werden, damit wir uns endlich ändern. Werden wir das? Die Auseinandersetzungen müssen sich zuspitzen, damit wir endlich feststellen, auf was es wirklich ankommt.

Wir müssen lernen loszulassen: unser Recht, unsere Ansprüche, unseren Besitz. Es geht nicht mehr um den Erhalt des Bisherigen, sondern um die Freiheit für das Neue. Unsere Hände müssen leer werden. An was wir uns klammern, muss sich als brüchig erweisen. Wir können nicht mehr so weitermachen mit unbegrenzter Mobilität, wir müssen lernen, uns zu beschränken. Wir können unseren Lebensstandard nicht mehr auf der bisherigen Höhe halten, wir müssen bereit sein, ärmer zu werden und die Komfortzone verlassen. Verzicht ist angesagt, der grenzenlose Konsum ist vorbei. Und dabei stellt sich die Frage: Was brauchen wir wirklich und was können wir auch lassen:

- Wir müssen lernen, den anderen wahrzunehmen und neu zu achten, damit wir sehen, was er wirklich braucht. *Gerechtigkeit ist nicht das Gleiche für alle, sondern die Zufriedenheit des Einzelnen.* Was macht mich zufrieden?

- Wir müssen lernen, die Kleinigkeiten zu schätzen, und mit weniger auskommen. Wir dürfen uns nicht mehr an unseren Besitz klammern: unser Haus, unser Auto, unser Konto, unsere Aktien, sondern sollten verstehen, dass das alles nur vorläufige Dinge sind. Unsere Heimat ist im Himmel bei Gott (Philipper 3,20). Dorthin führt unser Weg und dort bekommen wir alles, was wir brauchen. Wir nehmen nichts von unseren irdischen Gütern mit.

- Wir müssen unsere Angst vor dem Existenzminimum verlieren, die große Sorge, wie es wird und ob wir überleben können. Letztlich heißt das: Wir müssen unsere Angst vor dem Tod verlieren. Dabei hilft uns, dass wir uns klarmachen, dass dieses Leben nicht alles und der Tod nicht das Ende ist. Vor uns liegt die Ewigkeit bei Gott, in seinem himmlischen Reich. Mit diesem Ziel vor Augen können wir loslassen und ertragen, dass wir heute Mangel leiden und wir jetzt nicht alles bekommen, was wir uns wünschen. Wir verstehen langsam, dass unser Glaube an Gott nicht auf Ansprüchen oder Argumenten beruht, sondern auf der Kraft seiner Liebe. Es gibt mehr als das Heute, mehr als mich, mehr als meine Vorstellungen. Unser Blick muss weiter werden – über uns hinaus.

Es geht um Gott

Der letzte und der größte Gegensatz ist der zwischen Tod und Leben. Wer gewinnt in dieser Auseinandersetzung? Im Augenblick scheinen die Mächte des Todes zu triumphieren. Der Tod ist der letzte Feind (1. Korinther 15,26). Aber er ist besiegt: durch Jesus Christus (1. Korinther 15, 55-57). Wir stehen vor einer finalen Auseinandersetzung: In ihr geht es um den Herrschaftsanspruch Gottes. Es geht um Gott! Und seinen Anspruch an uns. Letztlich läuft alles darauf hinaus, dass Gott sich als der ewige und mächtige Herr dieser Welt erweist – und wir seine Macht anerkennen. Daraufhin spitzt sich alles zu. Gott kommt, um die Gegensätze aufzuheben, um eine grundsätzliche Versöhnung zu bringen. Er versöhnt die Gegensätze in sich. Und zuletzt wird es sein wie am Anfang: Es ist alles gut! Gott tritt seine Herrschaft an, er ist alles in allem. Die Menschen erfahren Frieden und Geborgenheit in seinem Reich, in seiner Gegenwart: „Gott wird bei ihnen wohnen, und sie werden sein Volk sein und er selbst, Gott mit ihnen, wird ihr Gott sein ...“ (Offenbarung 21,3).

Aber vorher geht es nicht ohne schwere Auseinandersetzungen, sogar Kämpfe ab. Es sind Machtkämpfe: Wer ist unser Gott? Welche Macht beherrscht uns? Die Götzen, an die wir glauben, müssen ausgerottet werden. Gesundheit, Auto, Besitz, Wohlstand und der persönliche Egoismus können zu Götzen werden. Wir sollen frei werden von ihnen – frei von uns selbst. Wir sollen lernen, alles von Gott zu erwarten, ihm unsere Hände hinstrecken und ihn um seine Hilfe und seinen Beistand bitten. Wir sollen verstehen, dass wir nichts sind, damit Gott alles sein kann. Das ist ein Sterbeprozess – und diesen Sterbeprozess erfahren wir jetzt gerade. Er ist notwendig, damit der Neufang Gottes möglich wird, sein Leben sich durchsetzt. Der Sterbeprozess tut weh, ist unangenehm und beängstigend. Wir werden konfrontiert mit unserem Ende, mit unseren Unmöglichkeiten. Aber das ist gut für uns. In dem Maß, indem wir einwilligen in unser Sterben und es uns gelingt, uns selbst loszulassen, wird Gott sichtbar und stark sein. Unser Eigenwille muss sterben, das selber machen Wollen, das dickköpfige Ich – damit Gott die Kontrolle übernehmen und alles so verändern kann, wie er es möchte.

Sicher ist: Gott kämpft für sich und er wird siegen. Er wird letztlich den Kampfplatz der Unterschiede als Sieger verlassen. Sämtliche Gegensätze haben dann keine Bedeutung mehr. Die latenten Konflikte sind entmachtet. Es gibt nur noch ihn: den mächtigen, allmächtigen liebenden Gott. Aber bevor Gott sichtbar auf den Plan tritt, müssen wir uns auf heftige Auseinandersetzungen einstellen. Wir müssen sie führen, wir müssen sie durchhalten. Sie dienen dazu, uns zu zeigen, dass wir am Ende sind. Wenn wir das verstanden haben, kann das Neue beginnen.

Die Zeichen der Zeit erkennen

Wenn ich genau hinschaue, fallen mir drei gesellschaftliche Entwicklungen auf – die ich als Endzeitzeichen interpretiere:

1. Das Tempo nimmt zu

Die Entwicklungen laufen immer schneller, eine Veränderung löst die andere ab, alles scheint in Bewegung zu sein. Termine überstürzen sich, eine Fülle an Veranstaltungen macht sich gegenseitig Konkurrenz, es wird nicht deutlich, was vorrangig wichtig ist. Vieles läuft sehr kurzfristig – wird dann aber auch wieder gecancelt oder verschoben. Es gibt eine Menge an Vorschriften und Bedingungen, Regelungen und neuen Bestimmungen, der Überblick geht verloren, man schwimmt und hat den Eindruck, dass man keine Kontrolle mehr über sein Leben hat. Das Gefühl von Ausgeliefertsein wächst, Ohnmacht und Hilflosigkeit angesichts einer komplexer werdenden Welt gewinnen die Oberhand.

Ermüdungserscheinungen nehmen zu, ein hoher Krankenstand führt zu betrieblichen Ausfällen. Verwirrung macht sich breit, die Lust am Leben versiegt – man will nicht mehr, sieht aber keine Möglichkeit für ein anderes Leben.

2. Die Liebe nimmt ab

Der Egoismus wird zum vorherrschenden Lebensstil: Man muss nach sich schauen, sonst geht man unter. Die Selbstbezogenheit treibt seltsame Blüten: Lebensgenuss wird bis zum Anschlag ausgelebt (Hedonismus). Exzentrisches Verhalten wird zum Markenzeichen: Jeder ist irgendwie auf seine Weise seltsam und komisch – und pflegt das auch ganz bewusst und intensiv. Man sieht vor allem sich selbst und seine eigenen Bedürfnisse. Die Sonderlichkeiten nehmen zu. Ich beobachte ältere Menschen, die stur auf ihrer Ansicht beharren und nicht mehr bereit sind, sich auf andere Menschen einzulassen. Läuft etwas anders, als sie es sich vorstellen, wird gemauert oder auf unverblümte Weise kritisiert. Auch im religiösen Bereich geht es zunehmend um Rechthaberei: Man benutzt die Bibel, um die eigene Position gegen den anderen zu verstärken. Man zieht sich in seine Blase zurück und verfolgt die eigene Weltsicht bis zum Extrem. Ich bewerte dieses Verhalten als Folge der Verunsicherung: Man versucht Ängste in den Griff zu bekommen, um die Kontrolle über sein Leben zurückzugewinnen. Dabei macht man alles nur noch schlimmer.

3. Versöhnung geschieht

Es gibt auch eine deutlich positive Entwicklung: Alte Unterschiede spielen keine Rolle mehr, Gräben werden überwunden. Auch extreme Position dürfen nebeneinanderher existieren, man lässt sich stehen. Unterschiedliche Kulturen verbünden sich zu einem neuen Miteinander, Völker rücken aufeinander zu. Die Entfernungen zwischen fremden Bereichen werden kleiner. Unterschiedliche Generationen finden zueinander. Es entsteht ein neues Miteinander zwischen Eltern und Kindern: Sie leben Freundschaft (Maleachi 3,24).

Integration wird großgeschrieben, jeder darf seinen Platz finden und sich auf seine Weise entfalten. Ein Raum der Freiheit entsteht, Ablehnung und Vorurteile haben hier keinen Platz. Alte Geschichten haben keine Auswirkung mehr, auch in christlichen Gemeinden drängen latente Konflikte nach oben, damit sie endgültig bewältigt und abgeschlossen werden. Man

sucht nach Versöhnung mit der Vergangenheit, man will sich nicht mehr von Früherem bestimmen lassen. Eine neue Generation sucht nach neuen Wegen: sozialverträglich, allgemein, verbindlich, nachhaltig. Die Zukunft spielt eine größere Rolle als die Vergangenheit.

Fazit:

Wenn wir diese drei Entwicklungsstränge gleichzeitig sehen, dann wird deutlich, warum in unserer heutigen Zeit so viel in Bewegung ist und warum alles so anstrengend erscheint. Altes und Neues stoßen aufeinander, eine Entwicklung geht zu Ende, die andere beginnt. Symptomatisch für diesen Kulminationspunkt ist, dass er als chaotisch empfunden wird. Altes funktioniert nicht mehr (richtig), Neues greift noch nicht. Man steht irgendwo dazwischen und weiß nicht genau, wohin es geht. Das verstärkt eine allgemeine Unsicherheit. Man fordert sichere Bereiche, ruft nach einer starken, verlässlichen Macht, die eine Garantie gibt, dass alles gut wird. Von Verantwortlichen erwartet man viel, stellt sie aber gleichzeitig permanent infrage. Man bewegt sich in kurzen Intervallen zwischen Hoffnung und Schrecken. Insgesamt aber nimmt der Schrecken zu. Die Folge ist: Angst.

Angst lähmt

Weil die Angst zunimmt und alles zu überschwemmen droht, sucht man nach Auswegen. Aber statt sich zu stellen und die Angst anzuschauen – um sie bewältigen zu können –, wird sie verdrängt. Man stürzt sich in Termine, lenkt sich ab, plant, entwickelt Visionen, gerät in Hektik. Man nimmt sich keine Zeit, um nachzudenken – denn das könnte gefährlich werden. Man lässt sich treiben oder wird getrieben. Man möchte schließlich den momentanen Augenblick bis zum Letzten auskosten, viel erleben, mehrere Leben gleichzeitig führen und alles mitnehmen, was sich bietet – bis zur Erschöpfung. Aber dann kann man sagen, dass man seine Tage wenigstens gut und erfolgreich verbracht hat. Geht das eine zu Ende, kommt gleich das Nächste. Letztlich hat man Angst vor dem Sterben, alles hergeben zu müssen, nichts mehr zu haben. Es ist die Angst vor dem Tod, dem Nichts. Weil das Nichts offensichtlich alternativlos ist, wird es verdrängt. Was es nicht geben darf, gibt es nicht. Wir leben in einer Zeit starker Verdrängungen: Wir sehen nur das, was wir sehen wollen. Das Böse, die Schwierigkeit, die Not gibt es nicht.

Suche nach Geborgenheit

Auch viele Christen ziehen sich in eine fromme (Schein-)Welt zurück und führen ein Privatleben für sich, sie sind sich selbst genug. Dabei wäre es dringend angesagt, gegen den Egoismus Altruismus, Liebe und Freundlichkeit zu stellen. Das haben die Christen im Übermaß, weil Gott es ihnen schenkt: Sie werden geliebt, versorgt und wertgeschätzt. Sie müssen sich nicht um sich und ihre Bedürfnisse kümmern. Sie können austeilend, was sie von Gott geschenkt bekommen – stattdessen verbrauchen sie es für sich selbst. In dieser materialistischen Welt fällt jeder auf, der freundlich ist. Zugewandte, interessierte, zuhörende Menschen sind etwas ganz Besonderes. Könnte nicht tatsächlich die Liebe und das Interesse am anderen ein Kennzeichen für die Christen sein? Könnten sie nicht tatsächlich Alternativen gegen die negativen Trends aufzeigen? Sie leben im Heute die

Zukunft Gottes. Sie haben Hoffnung und zeigen das auch. Sie sind nicht nur mit sich selbst und ihrer Optimierung beschäftigt, deshalb können sie sich für andere Menschen engagieren. Sie sind frei von den Bedingungen dieser Welt, deshalb sind sie sichtbar anders. Ihr Miteinander in der Gemeinde ist etwas ganz Besonderes: „An eurer Liebe zueinander wird die Welt erkennen, dass ihr meine Jünger seid“ (Johannes 13,35). In der Gemeinschaft der Christen ist das zu finden, was die Welt sucht: Geborgenheit. Am Ende wird der Unterschied deutlich werden zwischen denen, die Gott gehören und denen, die ihre eigenen Wege gehen: „Ihr werdet am Ende doch sehen, was für ein Unterschied ist zwischen dem Gerechten und dem Gottlosen, zwischen dem, der Gott dient, und dem, der ihm nicht dient“ (Maleachi 3, 18).

Geistliches Kämpfen

A. Warum geistliches Kämpfen?

1. Die Situation

Etliche Konflikte der letzten Zeit führen mich zu der Erkenntnis, dass es noch andere Problemlösungsmaßnahmen geben muss als unsere menschliche Methoden der Konfliktklärung. Ich erlebe beispielsweise Situationen, wo sich Menschen verschließen und nicht zugänglich sind. Die Wahrnehmung ist verzerrt und bizarr. Offensichtliche Tatsachen werden geleugnet oder vollkommen anders dargestellt. Veränderungen werden beschlossen, aber nicht umgesetzt – und sehr schnell komplett vergessen. Die Atmosphäre ist geprägt von Ratlosigkeit, vielleicht sogar Hoffnungslosigkeit bis hin zu Verzweiflung. Man ist konfrontiert mit Sachzwängen und weiß nicht, wie man sich entscheiden soll – es gibt nur schlechte Möglichkeiten. In diesem Dilemma spürt man seine Ohnmacht und Hilflosigkeit: Es gibt scheinbar keine Lösung, man resigniert.

Die normalen Module zur Konfliktklärung funktionieren in diesen Fällen oft nicht, denn sie setzen Gutwilligkeit und die Bereitschaft zur Veränderung voraus – und die Chance auf echte Alternativen. Aber wenn die Beziehungen verhärtet sind und gar keine Einsicht in die Problemlage besteht, wenn auch bei bestem Willen keine Lösung möglich scheint, wenn dann permanent die gleichen Forderungen gestellt werden und man gar nicht sehen will, was zu tun ist, laufen die gut gemeinten Versuche, die Lage zu retten, ins Leere. Dann müssen wir „geistlich kämpfen“. Denn es ist der Teufel, der Verwirrung stiftet. Er will uns handlungsunfähig machen, lähmen oder in die Flucht schlagen. Wir spüren, dass wir es nicht mit Fleisch und Blut, sondern mit den Mächten der Finsternis zu tun haben (Epheser 5,12). Entsprechend müssen wir agieren.

2. Menschlich oder geistlich kämpfen?

„Geistlich kämpfen“ ist ein Begriff, der eine andere Ebene anspricht als das „menschliche“, persönliche Ringen um eine Lösung. Ich bin vorsichtig mit diesem Begriff, denn ich habe eine Zeit erlebt, in der er fast inflationär verwendet wurde, man sah hinter jedem Busch einen Dämon und versuchte alle Schwierigkeiten durch geistliches Kämpfen zu eliminieren. Vielfach war man dann enttäuscht und frustriert, weil auch das nichts half. Wir müssen lernen, auf menschliche Weise zu streiten, erst wenn wir das beherrschen, können wir geistlich kämpfen. Menschlich heißt: mit unserem Wissen, unserer Erfahrung, sozialverträglich, gemeinschaftlich, einvernehmlich und kompromissbereit. Das können wir lernen – zum Beispiel in meinen Friedensstifterseminaren. Wir sollten es uns nicht zu leicht machen und Fachleute im Anwenden kluger Methoden sein. Geistliches Kämpfen darf kein Feigenblatt für unsere Bequemlichkeit oder Unfähigkeit sein, uns mit allen Mitteln um Frieden zu bemühen. Geistliches Kämpfen ist kein Allheilmittel für alle Schwierigkeiten, die wir damit auf fromme und einfache Weise aus der Welt schaffen wollen. Wir haben den christlichen Auftrag, mit allen Menschen im Frieden zu sein (Römer 12,18), dem Frieden nachzujagen (Hebräer 12,14) und als Friedensstifter in dieser Welt zu agieren (Matthäus 5,9). Jeder Christ hat die Aufgabe, zu einem friedlichen Miteinander beizutragen (1. Korinther 6,4).

3. Kämpfen für Gott?

Geistliches Kämpfen verführt schnell zum Einsatz von geistlicher Macht – und damit auch zu Machtmissbrauch. Wer sich als geistlicher Kämpfer sieht, steht ja auf der Seite Gottes, er ist unbesiegbar und unhinterfragbar. Geistliches Kämpfen ist oft von Hochmut und einem überzogenen Handeln begleitet. Ich habe das früher immer wieder so beobachten müssen – vor allem wenn jüngere, unerfahrene Christen sich als geistliche Kämpfer verstanden, die Mächte des Bösen überall witterten und dabei Menschen in Angst und Schrecken versetzten. Geistliches Kämpfen – so denke ich heute – ist eine Angelegenheit für erfahrene und reife Christen mit der Gabe der Erkenntnis und einem tiefen Wissen in Konfliktmanagement. Sie sollten als geistliche Kämpfer sehr demütig, dienstbereit, vorsichtig und emphatisch sein, erfahren darin, die Stimme Gottes zu hören. Sie sind geistliche Kämpfer an der Seite Jesu und wissen um die geistliche Kraft der biblischen Botschaft, kennen das Wort Gottes, leben in der Nachfolge Jesu. Sonst geht es ihnen wie den Söhnen des Skevas, die von einem bösen Geist übel zugerichtet wurden, als sie im Namen Jesu dem Teufel geboten: „Jesus kenne ich wohl – aber wer seid ihr?“ (Apostelgeschichte 19,15). Gott kämpft für sich, auch wenn wir in seinem Namen kämpfen stehen wir höchstens in seinem Dienst an seiner Seite. Es sollte uns immer bewusst sein: Gott ist der Starke. Geistliches Kämpfen ist ein Dienst für ihn in seinem Auftrag. Gott braucht uns nicht, er nimmt uns in den Dienst, damit er sich gerade in unserer Schwachheit und Bedürftigkeit stark und mächtig erweisen kann. Nicht die starken Haududen werden von ihm beauftragt und bevollmächtigt, sondern die Schwachen, die in allem abhängig sind von ihm (1. Korinther 1,27).

4. Zunehmende Verwirrung

Wir haben die Aufgabe zu unterscheiden: Was ist göttlich, was menschlich – und was teuflisch. Das ist gar nicht so einfach. Wir benötigen den Geist Gottes, um klar erkennen zu können, was Sache ist (1. Korinther 2,10-16). Die menschliche und die geistliche Ebene vermischen sich oft, das trägt zur Verstärkung der Verunsicherung bei. Der Teufel will nicht, dass wir unterscheiden, er will nicht erkannt werden. Er will im Verborgenen sein Unwesen treiben, sich verstecken oder verkleiden. Wir sollen denken, dass alles ganz normal und natürlich ist. Der Teufel will unter allen Umständen verhindern, dass wir das zweischneidige Schwert Gottes in die Hand bekommen, um für Klarheit zu sorgen (Hebräer 4,12). Er will alles im Unklaren lassen, denn dadurch sind wir Christen geschwächt – oder sogar handlungsunfähig. Wir fuchteln lediglich mit dem Schwert Gottes in der Luft herum oder kämpfen wie einer, der mit der Faust in die Luft schlägt. Stattdessen sollten wir überlegt und gezielt agieren, mit Mut und Entschlossenheit (1. Korinther 9,26). Wir sollten wissen, worauf es ankommt und um was es geht. Das Schwert des Geistes ist keine Waffe gegen Menschen, es scheidet Seele und Geist, das Wort Gottes wirkt Erkenntnis: wir sehen, worauf es *wirklich* ankommt. Die Verwirrung nimmt dort zu, wo das Christentum harmlos geworden ist und es keine Unterscheidung zwischen geistlich und menschlich mehr gibt – denn das ist teuflisch. An der Verwechslung von Gottes Handeln mit menschlichem Agieren sind schon manche Erweckungen gescheitert (siehe mein Buch: Sehnsucht nach Erweckung). Wir dürfen nicht übersehen, dass der Teufel keine Zeit mehr hat angesichts der heranrückenden Wiederkunft

Jesu. Deshalb geht er umher wie ein „brüllender Löwe und sucht, wenn er verschlingen kann“ (1. Petrus 5,8). Er imitiert dabei den Löwen von Juda in pervertierender Weise. Er gibt sich mächtig und unwiderstehlich und vereinnahmt die Menschen für sich, die ihm nicht widerstehen, er gaukelt ihnen vor, der Herr der Welt zu sein. Er verkleidet sich als Engel des Lichts (2. Korinther 11,14) und tut so, als wäre er auf der Seite des Guten, als wäre er Jesus selbst. Aber Jesus, der Löwe von Juda, ist gleichzeitig das Lamm Gottes, das für uns Menschen stirbt. Der Teufel ist *nur* Löwe, eine billige Imitation, sein Ziel ist der Tod. Jesu Absicht für alle Menschen ist jedoch das Leben. Wir sind bei Jesus geschützt vor der Macht des Teufels (1. Johannes 5,18). Wir bergen uns bei ihm.

Fazit

Die Gabe der Unterscheidung (1. Korinther 12,10) und ein prophetischer Durchblick sind wichtige Voraussetzungen für den geistlichen Kampf – sonst führt das Kämpfen nur zu einem heillosen Durcheinander, der Teufel (diabolos), der Durcheinanderbringer, freut sich (Offenbarung 12,10). Gerade heute sind wir herausgefordert zu prüfen, was Gott will, was wir in seinem Namen tun sollen (und tun können) – und von was wir uns abwenden müssen. Wir sollen mündige, verantwortungsbewusste Christen sein, die das Böse mit Gutem überwinden (Römer 12,21). Wir wollen in allem Gott gehorsam sein und ordnen uns ihm unter. Dadurch entsteht Ordnung, die Verwirrung weicht.

B. Wo setzt der Teufel an?

1. Unsere Bedürfnisse

Das Verhängnisvolle ist, dass uns der Teufel an unseren Schwachstellen angreift. Er bietet Problemlösungen an, die uns plausibel und klug erscheinen. Er geht auf unsere tiefsten Bedürfnisse ein, greift sie auf und verspricht, sie zu erfüllen. Er gibt uns das, was wir uns wünschen. Gleichzeitig verknüpft der Teufel seine Geschenke mit Bedingungen, er verlangt eine Gegenleistung. Er bietet an, uns zu zeigen und dabei zu helfen, wie wir uns selbst retten können. In einer Welt, in der der Einzelne seinen Fokus stark auf sich selbst und die Optimierung seiner Möglichkeiten richtet, ist das sehr verlockend. Das ist also der erste und wichtigste Ansatzpunkt für den Teufel: Unsere tiefen und vielleicht auch berechtigten Bedürfnisse machen uns anfällig für die Angebote des Teufels – vor allem, wenn wir uns mit ihnen nicht an Gott wenden. Er hat einfache, umsetzbare Lösungen, die uns praktikabel erscheinen, uns aber von ihm abhängig machen. Unsere ungestillten Bedürfnisse, unsere Fragen und Wünsche sollten wir zu Gott bringen, sonst nutzt sie der Teufel, um unser Herz zu stehlen. Wir sollten unsere Hoffnung allein auf Gott richten und ihm in allem vertrauen, dann sind wir auf der sicheren Seite.

2. Rechthaberei

Die zweite Schwachstelle ist unsere Rechthaberei. Wir wissen ja, wie es geht. Wir haben gelernt, uns steht eine ganze Menge Wissen zur Verfügung, das gibt uns Überlegenheit: Wissen ist Macht. Wir haben unsere Erfahrungen gemacht, die werden nun verabsolutiert. Es ist der Stolz, der uns überheblich macht. Der Teufel unterstützt uns dabei und vermittelt

uns Argumente gegen den anderen. Rechthaberei führt zur Vereinzelung, das ist für den Teufel günstig. Wir sind die Guten, die anderen sind die Bösen. Wir sehen den Splitter im Auge des anderen und übersehen den Balken in unserem. Wir sind voll guten Willens, setzen ihn aber nicht *für* etwas ein, sondern *gegen* den anderen. Rechthaberei führt zum Machtkampf, die Lage eskaliert, der Friede rückt in weite Ferne, die Liebe wird kalt. Man zieht sich immer mehr in die eigene Blase zurück und kreist um sich selbst. Rechthaberei verhärtet eine Situation und macht sie unlösbar. Der Teufel freut sich. Wir sollten alles tun, um Einheit und Eintracht zu bewahren. Wenn wir zusammenstehen und zusammenhalten, hat der Teufel keine Macht über uns.

3. Verletzungen

Je länger, je mehr fühlen wir uns verletzt. Es sind die Wunden, die uns in unserem Leben geschlagen werden, die uns für den Teufel anfällig machen. Denn sie machen uns wehleidig, empfindlich, misstrauisch. Wir ziehen uns zurück und halten Gutes für unmöglich. Wenn jemand alte Wunden berührt, spüren wir erneut den Schmerz über erlittene Kränkungen. Wir verbittern oder werden aggressiv und schlagen zurück, wenn uns jemand zu nahe kommt. Der Teufel tut so, als würde er unsere Wunden heilen wollen, aber statt Öl gießt er Essig hinein: Er flüstert uns ein, dass uns Unrecht widerfahren ist und dass man mit uns nicht so umgehen darf. Er verhindert die Heilung, indem er unsere Wut und unseren Hass schürt – auf die anderen, auf das Leben, auf Gott, der das alles zugelassen hat. Ablehnung blockiert uns, wir bleiben gefangen in einer negativen Sicht unseres Lebens, wir fühlen uns als Opfer anderer. Tiefe Verletzungen, die sorgfältig gepflegt werden, sind ein leichtes Eingangstor des Teufels, denn hier werden wir empfänglich für oberflächlichen Trost. Das Einzige, was uns wirklich retten könnte, wäre, dass wir denen vergeben, die uns übel mitgespielt haben. Diese Möglichkeit eröffnet Jesus. Der Teufel hetzt uns auf: „Lass dir das nicht gefallen!“ Wir sollten nicht auf ihn hören.

4. Schuld

Weil wir von Gott geschützt sind und bei ihm so sein dürfen, wie wir sind (er kennt uns durch und durch), müssen wir nicht den Schein wahren und anderen etwas vormachen, was nicht stimmt. Wir können uns unserer Erfolglosigkeit stellen und zugeben, wo wir Fehler gemacht haben. Wo wir in die Irre gegangen sind, gibt es für uns einen Rückweg. Der Teufel bekommt keine Anrechte an uns durch unsere Schuld – weil wir sie nicht verheimlichen und verstecken. Wir bekennen sie Gott und dadurch hat der Teufel keine Möglichkeit mehr, sie uns vorzuwerfen. Unsere Fehler kann der Teufel nicht dazu benutzen, uns zu erpressen. Wir tun Buße, räumen auf und kehren um. Wir lassen nicht zu, dass uns der Teufel alte Geschichten vorhalten kann, sondern fangen neu an – indem wir die Rechtfertigung Jesu für uns in Anspruch nehmen: Er ist für uns gestorben. Wir sind frei. Der Schuldschein, der gegen uns sprach, ist an sein Kreuz geheftet und durch ihn getilgt (Kolosser 2,14). Wenn uns der Teufel einreden will: „Du hast keine Chance, du hast es verbockt, du bist selber schuld“, stimmt das nicht. Seine Anklagen gegen uns sind bedeutungslos. Er muss verstummen. Ein geistlicher Kämpfer reinigt sich immer wieder von seiner Schuld, er heiligt sich seinem Herrn, dem er gehört. Das heißt: Der geistliche Kampf beginnt in uns, in unserm Herzen.

C. Wie handelt der Teufel?

1. Er lügt

Jesus macht uns darauf aufmerksam, dass der Teufel lügt, ja, dass er der Vater der Lüge ist (Johannes 8,44). Er verdreht die Wahrheit, er arbeitet mit Halbwahrheiten oder zwielichtigen Fakes. Die gute Wahrheit Gottes wird zerstört – dadurch ist nichts mehr sicher und eindeutig klar. Der Teufel schafft seine eigene Wirklichkeit und verkauft sie als Wahrheit. Überall dort, wo Tatsachen verdreht werden und wir den Eindruck bekommen, dass „genebelt“ wird, indem bewusst die Unwahrheit gesagt wird oder unbewusst Dinge verschleiert werden, ist der Teufel am Werk. Jesus sagt von sich: „Ich bin der Weg, die Wahrheit und das Leben“ (Johannes 14,6) Der Teufel führt in die Irre. Geistliches Kämpfen bedeutet, für die Wahrheit zu streiten, die Wahrheit zu sagen und die Lüge zu entlarven. Dazu hat Gott den Heiligen Geist geschickt, den Geist der Wahrheit (Johannes 14,17). Wo die Wahrheit gesagt wird – auch wenn sie viel kostet und eigene Nachteile nach sich zieht –, flieht der Teufel, entsteht Freiheit. Die Lüge dagegen verstrickt in Ausreden, Ausflüchte, erfindet Verschwörungstheorien und erzeugt eine Scheinwirklichkeit, die wie ein Gefängnis die Menschen festlegt, ihnen ihren Handlungsspielraum nimmt: Sie glauben, was sie sehen wollen. Lügen sind im Spiel, wo wir unruhig werden, weil wir nichts verstehen oder nicht begreifen, was geschieht. Es wird uns etwas vorgemacht. Wir werden mit Tatsachen konfrontiert, die wir nicht nachvollziehen können, wir bekommen das Gefühl zu schwimmen und haben den Eindruck, dass uns der Boden unter den Füßen wegrutscht. Jetzt sollten wir misstrauisch werden und uns fragen, wie Gott diese Situation sieht.

2. Er sät Zweifel

Gottes Wahrheit zu entdecken ist gar nicht immer einfach, da seine Wahrheit oft in Lüge verwandelt und ins Gegenteil verkehrt wird (Römer 1,25). In uns keimt Zweifel auf: „Sollte Gott gesagt haben?“ (1. Mose 3,1). Mit dieser Frage hat der Teufel bereits im Paradies die Menschen verführt und Zweifel gesät – so wie das Unkraut unter den Weizen (Matthäus 13,39). Die Schwierigkeit dabei ist, man sieht es dem Samenkorn und dem ersten Spross gar nicht an, was dabei herauskommt. Unkraut und Weizen wachsen ähnlich heran und miteinander auf. Wir sollen misstrauisch und vorsichtig sein und genau hinschauen: Um was geht es wirklich? Das ist ein aktiver, konstruktiver Vorgang. Der Zweifel dagegen zwingt uns in die Defensive und macht uns vor, dass es unmöglich ist, die Wahrheit zu erkennen. So finden wir nicht zur Freiheit (Johannes 8,32) und bleiben gefangen in den Einreden des Teufels: „Du hast keine Chance! Du schaffst das nicht! Gott ist nicht auf deiner Seite! Du bist verloren! Das bringt doch alles nichts!“ Wir sollten uns gegen diese Einreden verschließen und immun machen, indem wir bekennen: „Gott hat den Überblick! Er weiß, um was es geht. Er hat alles im Griff.“ Wir schauen auf Jesus und nur auf ihn – so wie Petrus, als er Jesus auf den Wellen entgegenging (Matthäus 14,31). Wenn wir auf Jesus schauen, sind wir vor dem Lügengespinnst des Teufels geschützt und haben festen Boden unter den Füßen (Hebräer 10, 35-39). Notfalls sagen wir zu Gott: „Ich glaube, hilf meinem Unglauben“ (Markus 9,24).

3. Er versetzt in Hektik

Wir entlarven die Machenschaften des Teufels. Er ist am Werk, wenn wir unter Zeitdruck kommen, Hektik und Stress erleben. Er will uns weismachen, dass wir zu wenig Zeit haben für all das, was uns das Leben bietet. Wir müssen uns beeilen, damit wir nichts versäumen, nicht zu spät kommen. Wir sollen in Unruhe geraten, denn dadurch haben wir keine Zeit zum Nachdenken. Der innere Friede geht verloren, die große Gelassenheit, die aus dem Vertrauen kommt, dass Gott uns alles gibt, was für uns vorgesehen ist. Die große Ruhe ist ein Zeichen für die Gegenwart Gottes, die schnelle Hektik für das Wirken des Teufels. Ruhe hat mit Gottes Allmacht zu tun, dem großen Vertrauen in ihn, dass er alles recht macht und wir uns bei ihm genau am richtigen Platz befinden. Diese Gewissheit will uns der Teufel rauben. Er will nicht, dass wir zur Ruhe kommen, zufrieden sind und dankbar. Deshalb treibt er uns an und macht uns unzufrieden. Die Eile suggeriert, dass immer noch etwas fehlt. Wir rennen uns hinterher, ohne uns jemals einholen zu können, wir denken, dass uns etwas vorenthalten wird. Angestrengt irren wir Zielen, Visionen und Vorgaben hinterher, die uns ständig auf Trab halten. Die Stille Zeit bleibt auf der Strecke, der Sonntag wird gefüllt mit vielen Events. Der Stress raubt uns Kraft und Gesundheit, wir sind nie fertig. Das ist teuflisch. Dabei steht uns Gottes Ruhe jederzeit zur Verfügung. Wir müssen nur in diesen Raum der Geborgenheit bei Gott eintreten (Hebräer 4, 9-11).

4. Er erzeugt Druck

Der Teufel setzt uns unter Druck. Wir müssen Geld verdienen, um uns einen hohen Lebensstandard erhalten zu können. Wir sollen mitreden, überall dabei sein, wichtig sein, Karriere machen. Wir streben nach dem Fortschritt, wählen das Wachstum, wissen überall Bescheid, sind ständig informiert – aber nichts erfüllt uns. Wir wollen immer mehr. Das setzt uns gewaltig unter Spannung. Wir werden dabei zu Sklaven unserer Vorstellungen von einem guten Leben – aber gut ist das Leben, das wir führen, wahrlich nicht. Deshalb setzen wir nun andere unter Druck, die tun müssen, was *wir* wollen. Wir fordern und verlangen – notfalls klagen wir ein und beauftragen Anwälte oder Berater, die uns den Erfolg garantieren. Erfolg ist wichtig – er ist die Bestätigung, der große Gewinn. Der Erfolg gibt uns recht und zeigt, dass wir zu den Gewinnern gehören. Alles muss perfekt nach Plan laufen. Wenn sich jemand in den Weg stellt, wird er zur Seite geschoben. Zuletzt bleibt man selbst auf der Strecke. Es ist der Teufel, der uns einredet, dass ein gutes Leben leistungsbezogen, erfolgsverwöhnt ist, dass man sich auf der guten Seite des Lebens bewegen muss und dass es niemals Misserfolge und Rückschläge geben darf. Der Teufel verspricht uns ewige Jugend, ständige Beliebtheit, ein Leben auf der Gewinnerstraße ohne jegliche Hindernisse. Auf diese Weise hält uns der Teufel bei der Stange. Er macht uns zu Sklaven unserer Vorstellungen. Bei Gott jedoch sind wir Kinder, beschenkt mit der herrlichen Freiheit der Kinder Gottes (Römer 8, 21). Der Teufel mag keine Kinder, vor allem keine Gotteskinder. Der geistliche Kämpfer ist ein Gotteskind. Er vertraut und gewinnt seine Identität durch seinen himmlischen Vater, der jederzeit für ihn da ist und ihm alles gibt, was er braucht.

D. Der geistliche Kampf

Wir haben uns nun als Erstes überlegt, warum geistliches Kämpfen wichtig und wo es angebracht ist. Wir haben gesehen, dass wir Christen gerade heute herausgefordert sind, „den Unterschied“ zu machen (A.). Dann haben wir vier Bereiche identifiziert, wo der Teufel bei uns ansetzen kann. Hier müssen wir wachsam sein und uns schützen. Wir beobachten uns kritisch und offen im Licht Gottes und verschließen alle Einlasstore, durch die der Teufel über uns Gewalt bekommen könnte (B.). Im dritten Abschnitt haben wir einige der gängigsten Machenschaften des Teufel entlarvt (C.). Nun überlegen wir uns im Folgenden, wie wir uns aktiv dem geistlichen Kampf stellen können – denn bisher ging es mehr darum, wie wir uns schützen können, nun geht es um den Angriff. Wie sieht er aus? Was können wir tun?

1. Lieben

Die wichtigste Waffe ist die Liebe. In einer Welt, in der die Liebe erkaltet, liebt der geistliche Kämpfer ohne Maß und grenzenlos. Er steht an der Seite Jesu, der die Welt überwunden hat – durch Liebe (Johannes 16,33). Der geistliche Kämpfer ist ein Überwinder – indem er liebt, barmherzig ist, freundlich, geduldig und ohne Vorbehalte den Menschen begegnet (1. Korinther 13,4-7). Wenn die Liebe in unserem Leben, in unserer Umgebung abnimmt, ist es nicht damit getan, dass wir Gott bitten: „Herr, erfülle diese Welt mit deiner Liebe!“ Wir sollen selbst lieben. Gott braucht uns, um seine Liebe in die Welt zu bringen. Wir sind herausgefordert, uns von Gott mit Liebe beschenken zu lassen, um diese Liebe dann weiterzugeben. Geistliches Kämpfen schiebt nicht die ganze Verantwortung an Gott ab, sondern bezieht uns mit ein – an erster Stelle bedeutet dies, dass wir Liebe üben, wo man sich hasst. Wir öffnen unser Herz, wir machen uns weich, wir lassen zu, dass wir verletzt und missverstanden werden, wir halten Ablehnung und Ausgrenzung aus. Wir lieben unbegrenzt und grundsätzlich jeden und in jeder Situation. Wenn wir dazu nicht bereit sind, ist „geistliches Kämpfen“ nicht unser Thema. Wir lassen uns mit Gottes Liebe beschenken und geben sie weiter. Gottesliebe ist das beste Mittel gegen die Macht des Teufels und der beste Schutz für uns, um nicht in seinen Einflussbereich zu geraten (1. Johannes 4,16).

2. Im Namen Gottes

So beginnt der geistliche Kampf. Er geschieht ganz einfach und unspektakulär. Wir rüsten nicht auf, wir stellen kein Heer zusammen, wir strotzen nicht vor Waffen. Wir stellen uns, wie David seinem Gegner Goliath, dem Teufel entgegen: „Du kommst zu mir mit Schwert, Lanze und Speiß, ich aber komme zu dir im Namen des Herrn Zebaoth, des Gott des Heeres Israel“ (1. Samuel 17,45). Wir ziehen die Waffenrüstung Gottes an. Sie besteht vor allem aus der Wahrheit: aus einem in Gott verwurzelten Gerechtigkeitsempfinden. Wir sind bereit, für den Frieden Gottes einzutreten – nicht für unsere eigene Selbstgerechtigkeit. Wir ergreifen den Schild des Glaubens, setzen den Helm des Heils auf den Kopf und nehmen das Schwert des Geistes in die Hand (Epheser 6,13-17). Das heißt: Gott rüstet uns aus. Weil wir an Jesus glauben, sind wir geschützt, er ist unsere Sicherheit. Der Helm des Heils bewahrt uns vor eigensüchtigen und ungöttlichen Gedanken. Das Schwert des Geistes ist das Wort Gottes. Gott selbst kämpft, nicht wir. Es ist Gottes Sache. In allem schauen wir auf ihn. Wir handeln nicht selbstherrlich, sondern bleiben in allem hinter Jesus. Er gibt uns Deckung, wenn es für uns gefährlich wird.

3. Mit dem Wort Gottes

Konkret heißt das: Wir stellen uns unter den Schutz Gottes. Wir beten: „Bitte bewahre du mich jetzt, sei bei mir, sei meine Kraft. Schütze mich vor den Angriffen des Teufels. Lass mich nicht auf seine betrügerischen Tricks hereinfallen!“ Dann erklären wir eindeutig, dass wir zu Jesus gehören. Er ist unser Herr. Wir wollen nichts ohne ihn tun. Ihm folgen wir, ihm haben wir uns Leben gegeben. Wir bekennen: „Jesus, ich gehöre dir – für immer. Ich bin dein Kind!“ Wir sagen es laut, so dass *wir* es hören, das macht uns Mut. Und wir sagen es auch dem Teufel, damit er weiß, dass er es nicht nur mit mir, sondern mit Jesus zu tun hat. Die Besitzverhältnisse und Zuständigkeiten sind nun geklärt. Jetzt kümmern wir uns auch um unsere Schwachstellen und schließen die Löcher in unserem Leben, die dem Teufel eine Möglichkeit bieten würden anzugreifen. Wenn uns Schuld bewusst ist, dann bitten wir Gott um Vergebung und bringen alles in Ordnung, was noch offen ist. Wir halten Jesus unsere Verletzungen hin und bitten ihn, dass er unsere Wunden mit seiner Liebe bedeckt. Als Letztes halten wir dem Teufel die Wahrheit vor. Wir müssen ihn nicht besiegen. Wir müssen ihm lediglich die Wahrheit sagen. Denn die verträgt er nicht. Die Wahrheit ist Gottes Wahrheit. Die Wahrheit ist Gottes Wort. Wir schauen in der Bibel nach treffenden Worten, die wir ihm vorhalten. So hat es Jesus auch gemacht (Matthäus 4,10). Wir entlarven die Machenschaften des Teufels als Lüge. Wir überführen ihn mit dem Wort Gottes der Unwahrheit. Wir reden Klartext, wo er Verwirrung stiftet und sagen ihm, was Sache ist: „Jesus ist der Sieger! Tod, wo ist dein Stachel, Hölle, wo ist dein Sieg?“ (1. Korinther 15,55). Den Teufel überwinden wir nicht durch horizontale Kommunikation (auf einer Ebene), sondern nur auf der vertikalen Ebene: Indem wir ihn darauf hinweisen, wer der Herr ist und wie die wirklichen Machtverhältnisse aussehen: Jesus ist stärker (Matthäus 12,25-39).

4. Gebieten

Wir müssen mit dem Teufel nicht diskutieren, wir können ihn nicht argumentativ überwinden. Mit dem Teufel verhandelt man nicht. Beim geistlichen Kämpfen ist „Basic Talk“ angesagt: Wir sagen, was wir denken und für richtig halten, und bleiben dabei. Wir wiederholen höchstens unsere Aussagen. Wir begründen sie nicht, sondern beharren. Wir widerstehen – das heißt: wir bleiben stehen, wir bleiben bei unserer Meinung. Unser Motto heißt: „Wir widerstehen dem Teufel, so flieht er“ (Jakobus 4,7). Es ist nicht nötig, dass wir Strategien wählen und uns eine komplizierte Kriegsführung überlegen. Wir sagen: „Halt, Teufel! Hebe dich hinweg! Verschwinde!“ Dabei bleiben wir konsequent und ausdauernd. Wir lassen uns nicht beirren durch Ausflüchte (von Menschen), von einer Zuspitzung der Lage, durch Beschämung oder dem Empfinden von Schwachheit. Wir schauen nicht auf den Teufel, sondern auf Jesus. Wir kämpfen nicht *gegen* etwas, sondern *für* Gottes Reich und seine Gerechtigkeit. Wir wollen nicht gewinnen, sondern siegen. Wir rufen den Sieg Gottes in Jesus Christus über dieser konkreten Situation aus und proklamieren ihn als den König des Lebens, den Herrn der Welt, den Sohn Gottes, den Heiland, den Friedefürst, das Lamm Gottes. Am Ende der Welt wird der Sieg Jesu offenbar werden. Wenn alle Kämpfe gegen die Mächte des Böses überstanden sind, dann wird es klar und offensichtlich sein, wer der Herr der Welt ist: Jesus. Von diesem endgültigen Sieg leben wir bereits jetzt, heute. Der Teufel

fürchtet dieses Ende, er weiß, dass er bereits besiegt ist. Wir haben es mit einem besiegten Gegner zu tun. Der Teufel will das nicht wahrhaben – aber wir sagen es ihm unaufhörlich und sehr deutlich.

5. Auf der Seite des Siegers

Wie können wir Gottes Sieg in einer Welt proklamieren, die dem Ende entgegengeht und in der das Chaos immer größer wird? Wir sind ja selbst ein Teil dieser Welt. Wir sind angefochten und fühlen uns schwach, den Mächten der Welt ausgeliefert. Es ist die Freude, die uns überleben lässt – eine übernatürliche und tiefe Freude. Sie kommt von Gott und hat ihren Grund darin, dass unsere Namen im Himmel geschrieben sind – nicht darin, dass uns die Geister untertan sind (Lukas 10,17-20). Wir halten in allen Kämpfen, in denen wir uns bereits befinden und die uns noch bevorstehen, nur dann aus, wenn wir in der Freude Gottes sind. Die Freude im Herrn ist unsere Stärke und unser Schutz (Nehemia 8,10). In der Lieblosigkeit dieser Zeit achten wir darauf, dass uns die Freude nicht verloren geht. Wir suchen nach ihr und leben sie. Wie trachten nach dem Schönen, das von Gott kommt, wir sehen nicht nur die Schwierigkeiten, sondern genauso das, wofür wir dankbar sein können. Die Freude, die von Gott kommt und in unserem Herzen lebt, macht uns resilient und widerstandsfähig. Deshalb will der Teufel, dass uns das Lachen vergeht, er will uns die echte Freude vermiesen. Wir lassen uns aber diese tiefe Freude nicht rauben, wir halten sie fest und bewahren sie. Weil der Teufel weiß, dass die Freude uns stark macht, bietet er uns künstliche Freude an, Surrogate der tatsächlichen Freude: billige Freuden, vorübergehende Begeisterung, momentane, oberflächliche Befriedigung. Das ist nicht die Freude, die uns satt macht. Die wirkliche, echte Freude kommt von Gott: im Singen, im Lobpreis, im Wort Gottes, in der Gemeinschaft, im Gebet, in der Natur, in Momenten inniger Begegnung mit anderen Menschen – in der Dankbarkeit über das Glück, dass unser Leben Gott gehört und dass jeder Augenblick sein großartiges Geschenk ist.

Wenn wir diese Freude leben, sind wir gewappnet für geistliche Kämpfe, können wir dem Teufel mit Gelassenheit und Leichtigkeit begegnen. Er hat verloren! Wenn wir in der Freude Gottes bleiben, hat der Teufel keine Macht über uns. Wenn wir ihm mit einem selbstbewussten Lachen begegnen, flieht er. Das ist geistliches Kämpfen: dass wir der Finsternis mit Freude begegnen, der Traurigkeit mit Lachen, der Gewalt mit Leichtigkeit, der Macht mit Unbeschwertheit – dem Tod mit der Hoffnung des Ostermorgens. Wir kämpfen mit der Gewissheit: der Kampf gegen den Teufel ist bereits gewonnen!

Geistliches Kämpfen: Zusammenfassung

Die wichtigste Aussage ist: Am Ende wird Gott gewinnen!

Zum geistlichen Kämpfen gehört: warten, Geduld haben.

Das ist ein aktives, konzentriertes, erwartungsvolles Warten.

Wir sollen einen langen Atem haben.

Nicht zurückweichen: stehen bleiben, widerstehen.

Aushalten, was man nicht verändern kann.

Es gibt Ungerechtigkeit, aber sie ist begrenzt.

Das Unrecht muss offenbar werden, muss sich auswachsen.

Annehmen, wie es ist, und dadurch der Situation eine Bedeutung geben.

Tun, was möglich ist – nicht mehr.

Barmherzig sein – sich selbst und anderen gegenüber.

Das Gute sehen und nicht resignieren.

Freundlichkeit verbreiten, Liebe üben.

Gegen die Bosheit vorgehen:

1. Die Menschen gewinnen, indem wir sie verstehen.

2. Ermahnen und zurechtweisen, wo es möglich ist. Regeln aufstellen und Grenzen setzen.

3. Konsequentes Handeln, klare Vorgaben, deutliches Reden.

Sich vom Bösen nicht beeindrucken lassen.

Reagieren: Unrecht ansprechen.

Nicht mit den gleichen Waffen zurückschlagen.

Mit den Waffen des Lichts kämpfen: aufdecken (Römer 13,12).

Es geht um geistliche Freiheit, um Gottes Unmittelbarkeit.

Wir kämpfen gegen alles, was sich größer macht als Gott.

Wir entlarven die Überheblichkeit, den Unglauben, die Götzen.

Wir warten, bis Gott auf den Plan tritt.

Wir bitten ihn um sein Eingreifen.

Bevor die Wende kommt, wird es noch schlimmer werden.

Wir müssen nicht selber kämpfen (Psalm 37,7; Jesaja 30,15).

Wir machen die Sache nur noch schwieriger.

Wir verstricken uns in unsere Interessen und der Kampf wird zum Machtkampf.

Wir können loslassen und Gott machen lassen.

Der eigentliche Kampf ist, die eigenen Ansprüche immer wieder an Gott abzugeben.

Wir sollen segnen – nicht fluchen (Römer 12,14ff.).

Gemeinde sein in schwierigen Zeiten

Angst frisst Vertrauen auf. Sorgen breiten sich aus, Hoffnung schwindet, Freude wird geraubt. Genau das passiert in schwierigen Zeiten – in denen wir uns heute befinden. Entweder sind Verzweiflung und Resignation die Folge oder eine hektische Überaktivität, um zu retten, was zu retten ist – oder um zu vergessen nach dem Motto: „Lasst und essen und trinken, denn morgen sind wir tot“ (1. Korinther 15,32). Beides beobachte ich in zunehmenden Maß – auch in unseren christlichen Gemeinden. Müdigkeit und Lustlosigkeit greifen um sich, die Begeisterung für die Gemeinde geht auf null und man zieht sich ins Privatleben zurück. Oder eine Fülle unterschiedlichster Aktivitäten und Termine zeigen in übertriebener Weise: „Wir sind noch da!“ – man lebt heute so, als ob es kein Morgen gäbe.

Wie verhält sich eine Gemeinde in schwierigen Zeiten?

Ich sehe fünf wichtige Grundsätze, die wir heute in unseren christlichen Gemeinden befolgen sollten, um nicht in Agonie zu versinken, aber auch nicht einer Überaktivität bis zum Burn-out zu erliegen. Wir sollten uns vor allem jetzt gemeinsam und in aller Ruhe überlegen: Was ist dran? Was will Gott? Was ist nun *wirklich* wichtig?

1. Zur Ruhe kommen

Wir stärken den Glauben in Gott. Wir kommen zu ihm und sprechen ihm unser Vertrauen aus. Wir schauen nicht auf die Umstände, sondern auf ihn. Wir zwingen uns, alle Sorgen und Ängste loszulassen. Wir legen sie in Gottes Hand: Er ist stärker als alles, was uns bedrängt. Das geht nur, indem wir unsere übertriebenen Aktivitäten aufgeben und zur Ruhe kommen. Wir lassen uns nicht von der allgemeinen Hektik anstecken, sondern verringern unser Tempo. Wir öffnen in der Mitte der Gemeinde einen Raum der Begegnung mit Gott. Wir nehmen uns Zeit für die Stille (auch wenn es um uns herum und in uns tobt). Wir halten aus, dass wir nichts in der Hand haben. Wir lernen, alles von Gott zu erwarten. Die Gemeinde schafft sich Zeiten, in denen sich die Gemeindeglieder vor Gott niederlassen, um Geborgenheit bei ihm zu erfahren: Wir sind sicher in seiner Nähe. Es kann sein, dass das etwas ganz Neues und Ungewohntes ist. Aber das ist das Gebot der Stunde: Wir treten erwartungsvoll in das Heiligtum Gottes, kommen zu ihm und beten. Wir nennen ihm unsere Sorgen und Ängste und bekennen gleichzeitig unser Zutrauen in seine Hilfe (2. Chronik 7, 12-16).

Konkret könnte das so aussehen:

- Im letzten Teil des Gottesdienstes wird eine Zeit der Stille angeboten, zum Nachdenken und festmachen: Was wurde mir in diesem Gottesdienst wichtig?
- Es gibt immer wieder Gottesdienste mit Zeiten zum Hören auf Gott – anschließend teilt man sich mit: Was habe ich gehört? Es wird darüber nicht diskutiert, man lässt die Eindrücke stehen, bündelt sie höchstens nach Themen.
- Regelmäßig gestaltet die Gemeinde Gottesdienste mit Fürbitte für die Welt und einzelne Menschen. Anliegen werden zu Gott gebracht und er wird um sein Eingreifen gebeten.
- in der Kirche und im Gemeindehaus werden Räume der Stille eingerichtet, die jederzeit aufgesucht werden können. In einem ausliegenden Buch werden die Anliegen notiert.

2. Zuspruch bekommen

Viele Menschen sehnen sich nach einem persönlichen Zuspruch, nach einem Wort der Vergewisserung. Sie wollen erfahren, dass sie gesehen werden, gehalten sind und wirklich sicher bei Gott. Sie suchen nach einem ganz persönlichen Zugang zur Geborgenheit bei Gott. Gerade in schwierigen Zeiten müssen sie hören, dass sie geliebt und gehalten sind. Die Predigt im Gottesdienst ist wichtig, aber oft zu allgemein. Viele Menschen brauchen die absolute Gewissheit, dass es sie betrifft, dass sie wirklich gemeint sind. Es gibt so viele Worte und Meinungen in dieser Zeit – wo ist das persönliche Wort, an dem man sich festhalten kann, wie an einem Rettungsseil? Dafür sind Mitchristen nötig, die zuhören und Hoffnung geben. Auf einer ganz persönlichen Ebene sprechen sie die Verheißungen Gottes zu und vermitteln ihm seine Kraft und neuen Mut, indem sie für sie beten und sie segnen. Sie geben keinen Rat, sondern nehmen auf und helfen, die Lasten vor Gott zu bringen. Sie sprechen das Wort Gottes in die Not der Menschen hinein. Sie legen dem Bedürftigen die Hände auf und schaffen so einen ganz besonderen Zugang in seine Abgeschlossenheit hinein. Ein biblisches Wort wird zur persönlichen Zusage. Friede breitet sich aus und wird zu Gelassenheit, durch die Wahrheit Gottes wächst der Glaube. Die ermutigende Liebe Gottes wird spürbar. Am besten geben sie diesen Zuspruch in Form eines Segenskärtchens mit. Wie die Kreditkarte im Geldbeutel ist es eine ständige Bekräftigung, die unverbrüchliche Vergewisserung: Gott ist mit dir. Diese Tatsache kann jederzeit eingesetzt und aufs Neue aktiviert werden. So ist die Zuwendung von Mensch zu Mensch auf einer sehr tiefen, persönlichen Ebene die Bekräftigung der Gegenwart Gottes – ein wichtiger, lebenserhaltender Dienst in schwierigen Zeiten. Neben der Not und dem Zweifel wächst die Gewissheit: Der starke Gott ist an meiner Seite!

Konkretionen zur Umsetzung:

- Nach dem Gottesdienst wird eine Gelegenheit für persönliches Gebet und Segnung angeboten. Es stehen geeignete Mitarbeiter bereit, denen die Anliegen mitgeteilt werden. Es geht dabei nicht um Seelsorge, sondern um das konkrete Gebet dafür.
- Regelmäßig führt die Gemeinde Segnungsgottesdienste durch.
- Nach dem Gottesdienst können Segnungskärtchen mit einem biblischen Zuspruch mitgenommen werden.

3. Zusammenstehen

Die entscheidende Grundvoraussetzung für das Gemeindeleben in schwierigen Zeiten ist, dass die Menschen ihren Ärger an dem Mitmenschen oder sogar Mitchristen aufgeben. Wir können nur gemeinsam, miteinander in großer Einheit vor Gott sein und seinen großen Segen empfangen, der jedem zusteht. Niemand wird ausgeschlossen, keiner ausgegrenzt. Jetzt ist es dringend an der Zeit die alten Fehden zu beenden. Auch wenn eine grundsätzliche Aufarbeitung alter Verwerfungen auf die Schnelle nicht möglich ist, wendet man sich doch einander zu und fängt grundsätzlich neu miteinander an. Die Hürden der Antipathie und die theologischen oder persönlichen Unterschiede werden überwunden. Sie werden einfach für unbedeutend erklärt. Und angesichts aller Schwierigkeiten sind sie tatsächlich nicht mehr relevant, anderes ist wichtiger. Die Not führt zueinander, denn wir bewältigen sie nur in

Einheit. Die Unterschiede sind nicht mehr entscheidend, die Bewältigung der Schwierigkeiten verbindet. Gerade auf die Einmütigkeit der Unterschiedlichen, Verschiedenen, so ganz eigenen Menschen hat Gott eine besondere Verheißung gelegt: „Wenn ihr euch einig werdet, was wichtig ist und was ihr wollt – will ich eure Bitten erhören“ (Matthäus 18,19). Wir können uns heute angesichts der Probleme keine Gräben mehr leisten, wir müssen zueinander finden – auch wenn die Bewertung der Lage ganz unterschiedlich ausfällt. Was der einzelne denkt, meint und fühlt ist nicht so wichtig, bedeutender ist die gemeinsame Not und die Hilfe, die alle von Gott erhoffen und erbitten. Seine Hilfe ist nicht individualistisch, sondern nur gemeinschaftlich, sie gilt allen auf die gleiche Weise. So schauen wir nicht auf unsere speziellen Bedürfnisse, sondern auf Gott. Wir wenden unseren Blick von uns weg und schauen auf ihn: von ihm erwarten wir Hilfe. Wir verzichten auf unsere eigenen Erklärungsmodelle und Lösungsmöglichkeiten. Wir geben unser Vorlieben auf und kommen miteinander als Bedürftige vor Gott. Unsere Bedürftigkeit eint uns, in unserer Hilflosigkeit sind wir gleich.

4. Gutes tun

Die Gemeinde ist anders als die Welt, die Christen machen den Unterschied. Während in der Gesellschaft der Egoismus und Individualismus zunimmt, geht es in diesen schwierigen Zeiten um den anderen. Wir Christen ziehen uns nicht in den frommen Bereich unserer privaten Religiosität zurück. Wir sind präsent. Wir helfen einander, wir stehen uns bei. Wir lieben – mit einer großzügigen und umfassenden Liebe. Das geht nur, wenn wir von uns wegsehen und den anderen höher achten als uns selbst (Kolosser 2,3-4; Römer 12,9-21). Dem Nächsten soll es gutgehen, denn dann geht es auch mir gut. Zuerst kommt der bedürftige Mensch, dann ich. Ein solches Verhalten fordert uns persönlich heraus ist aber auch ein deutliches Zeichen in unserer Gesellschaft. Es geht auch anders! Wenn die Menschen wahrnehmen, dass in der Gemeinde der Christen Hilfe zu bekommen ist, dann werden sie dort hingehen. Viele sind auf der Suche nach Wärme, Geborgenheit, Zuwendung, sie sehnen sich nach wirklicher Liebe und Annahme. Die Christen helfen grundsätzlich gern und bedingungslos. Ohne Klage und dem Bedauern, selbst zu kurz zu kommen (das tut sie nämlich nicht) wendet sie sich der Not zu – vor allem den Menschen, die unter ihre Räder geraten. Die Gemeinde opfert ihre Ressourcen (Zeit, Geld, Räume, Begabungen) um die Not zu lindern und das Schlimmste abzuwenden. Das ist besser als viele andere Projekte, die letztlich nur der Gemeinde dienen. Die Investition in die Bedürftigen ist kein verlorenes Kapital – im Gegenteil: sie ist nachhaltiger als alles andere. Jede Investition in Barmherzigkeit vergrößert das Reich Gottes, ehrt Gott und ist ein wirksames Gegenmittel für die zunehmende Kälte in unserer Welt: es wird wärmer, heller, hoffnungsvoller. Neues entsteht, Möglichkeiten brechen auf.

Konkret heißt das für die Gemeinde der Christen:

- Arme unterstützen
- Hungrige versorgen
- Ängstliche und Depressive begleiten
- Flüchtlinge beherbergen

- Kranke besuchen
- Einsame in die Mitte nehmen
- Alten helfen
- Sterbenden beistehen.

Zusammenfassung

Es ist die langmütige und freundliche Liebe (1. Korinther 13,4-7), die die Angst besiegt und Türen öffnet. Es ist die Liebe Gottes, die durch uns in diese Welt fließt und die Schwierigkeiten überwindet – oder zumindest abmildert. Wir handeln in Vollmacht in der Kraft Gottes – dadurch verwandelt sich das Böse in Gutes, erwachsen aus der Krise neue Möglichkeiten (1. Petrus 3,8-17). Wir sind in seinem Namen unterwegs – nicht im eigenen und nicht im Auftrag einer Gemeinde, die sich gern als ideale Gemeinschaft präsentieren möchte. Wir arbeiten für Gott und in seinem Namen können wir Großes tun, gebieten wir den Mächten der Finsternis und überwinden die Verzweiflung und die Todesangst. Aber handeln im Namen Gottes kann nur jemand, dessen Namen im Himmel aufgeschrieben ist (Lukas 11,17-20), der zu Gott gehört und alles von ihm erwartet – und bekommt: den neuen Himmel und die neue Erde (2. Petrus 3,13). Wir sollten uns also gerade jetzt in diesen schwierigen Zeiten im Himmel als Bürger des Reiches Gottes einschreiben. So gehören wir zu Gott, so sind wir auf der sicheren Seite!

Hinweise auf die Endzeit in der Bibel

Negative Umstände:

Verwirrung (Sacharja 14,13).

Wunderzeichen am Himmel und auf der Erde, Ereignisse, die Aufmerksamkeit erregen (Matthäus 24,29).

Verzagtheit, Furcht, Schrecknisse (Lukas 21).

Bedrängnis (Matthäus 24,21).

Krieg, Erdbeben, Hungersnöte, Seuchen (Lukas 21,11).

Verfolgung der Christen, gehasst werden (Matthäus 24,9).

Falsche Propheten (Matthäus 24,11 und 24).

Belagerung und Zerstörung Jerusalems (Lukas 21,24).

Verwirrung, falsche Lehre (Lukas 21,8).

Verführung (Matthäus 24,5).

Gräuelbild er Verwüstung an der heiligen Stätte (Matthäus 24,15).

Die Liebe erkaltet (Matthäus 24,12).

Gleichgültigkeit nimmt zu (Matthäus 24,38).

Das Zeichen des Menschensohns erscheint am Himmel (Matthäus 24,30).

Diese Ereignisse sind schrecklich – haben aber eine positive Bedeutung: Sie sollen uns auf das Kommen Jesu hinweisen. Wir sollen aufwachen und uns bereiten: die Erlösung naht (Lukas 21,28) – wir sollen nicht erschrecken (Matthäus 24,6).

Positive Umstände:

Das Evangelium wird aller Welt gepredigt (Matthäus 24,14).

Es gibt eine besondere Gnade der letzten Zeit: Wir werden bewahrt (1. Petrus 1,5).

Lehrer geben Licht und Orientierung (Daniel 12,3).

Die Zerstreuung des heiligen Volkes ist zu Ende (Daniel 12,7).

Das Verständnis und die Erkenntnis nehmen zu (Daniel 12,10).

In den Erschütterungen zeigt sich, was unerschütterlich ist: das Wort Gottes (Haggai 2,6ff; Hebräer 12,27).

Eine neue Generation wächst heran wie edle Steine (Sacharja 9,16).

Ein geläuterter Rest bleibt übrig, der zu Gott gehört und engen Kontakt zu ihm hält (Sacharja 13,9).

Der Herr wird König sein über alle Lande (Sacharja 14,9).

Kein frommer Betrieb (Sacharja 14,21).

Versöhnung zwischen den Generationen (Maleachi 3,24).

Neue Geistausgießung, Zunahme von Prophetie (Joel 3,1).

Weitere Hinweise:

Wir wissen nicht, wann das alles geschieht (Matthäus 24,42).

Nötig ist Wachsamkeit, Aufmerksamkeit, Geduld (Lukas 12,56 und Lukas 17,26-30).

Wir brauchen Glaubensvorräte (Matthäus 15,1-13).

Wir sollen die uns anvertrauten Gaben einsetzen und uneigennützig tun, was jetzt nötig und

möglich ist: im Heute leben (Matthäus 25,14ff.).

Unsere Aufgabe ist, Gutes zu tun, dem Geringsten zu dienen, einander zu helfen und zu fördern: Hungrige sättigen, Durstigen zu trinken geben (Durst nach Leben, Wissen, Glauben), Fremde aufnehmen, Nackte kleiden (beschämte, verfolgte, ausgegrenzte Menschen), Kranke besuchen (Krankheit gibt es bis zu Jesu Wiederkunft: Offenbarung 21,4), Tränen abwischen, Gefangene aufsuchen (nicht verurteilen), Lasten abnehmen (Schuld, Vergebung).

Lehrer vermitteln eine heilsame Lehre (2. Timotheus 4,3): die gesunde Lehre des Evangeliums von Freiheit, Frieden und Freude. Die Menschen spüren, dass dies die Wahrheit ist.

Der Schwerpunkt der christlichen Verkündigung ist Ermutigung und Ermahnung, nicht Belastung und Gesetz.

Unser Verhalten:

Wenn alles in Bewegung gerät, dürfen wir nicht starr und unbeweglich sein. Wir sollen die Kontrolle aufgeben (Jesaja 3) und uns „stören“ lassen, flexibel auf die Umstände eingehen, Unnötiges aufgeben, arm werden, ganz zur Verfügung stehen.

Der Schrecken Gottes weckt uns auf aus einer gefährlichen Ruhe (Jesaja 3,19).

Bevor Jesus kommt, wird alles Hohe und Erhabene erniedrigt (Jesaja 2). Was Wert hat, wird seinen Wert verlieren.

Die Christen rücken zusammen, sie akzeptieren einander und nehmen die Umstände an. Sie jammern nicht, sondern loben Gott. Sie halten an dem fest, was sie haben, und benötigen nicht mehr. Sie lassen sich nicht von den Entwicklungen beeindrucken, sind nicht aufgeregt, sondern gelassen. Sie bewerten, was wichtig ist und was nicht. Sie halten an der Wahrheit Gottes fest, ohne die Liebe zu vernachlässigen. Sie sind stark im Verbinden von Gegensätzen. Sie lassen sich nicht gegeneinander aufhetzen, sondern halten zusammen. Sie suchen in allem die gemeinschaftliche Einheit.

Wann wird das geschehen?

Das Ende beginnt, wenn wir denken, es könnte alles so weitergehen wie bisher und wir hätten die gewohnten Abläufe im Griff (Matthäus 24,38).

Wenn es anfängt schön zu werden und wir uns eingerichtet haben in unserer Wohlfühlzone (Matthäus 24,32).

Wenn wir nicht damit rechnen (Matthäus 24,44).

Wenn wir mit unseren alltäglichen Tätigkeiten beschäftigt sind (Matthäus 24,40).

Wenn uns die Geduld und die Glaubenskraft ausgeht (Matthäus 25,1-13) und wir verzagen (Matthäus 22,24).

Die Wiederkunft Jesu geschieht dann schlagartig und plötzlich – aber für alle sichtbar (Matthäus 24,27).

Fazit:

Eine gute Zukunft steht uns bevor: Wir dürfen erwartungsvoll, hoffnungsvoll, freudig, gespannt sein – Jesus kommt!

Wir können Gottes Türen nicht mit Gewalt öffnen. Aber wir können dafür beten, dass Gott seine Türen auftut. Vielleicht öffnen sie sich ein Stück weit und wir können hineinlinsen oder der Schein des Neuen fällt durch den Türspalt. Das macht uns Mut zu beten, dass Gott noch mehr Offenbarung schenkt. Wir können das Kommende betend erwarten, und indem wir beten, machen wir uns bereit – die Türen öffnen sich weiter.

Bis die Türen ganz aufgehen, gehen wir behutsam mit allem um, was wir durch den Türspalt erkennen können. Wir interpretieren nichts und malen uns nicht aus, wie es einmal sein wird, wenn die Türen ganz geöffnet sein werden.

Wir dürfen eine neue Sicht gewinnen: mit Gottes Augen sehen. Unser Gebet wird dadurch anders: aktuell, frischer, glaubender. Wir beten mit wachsender Überzeugung: „Komm, Herr Jesus“ (Offenbarung 22,20).

Wissen ist Macht

Das Wissen nimmt zu: Alle 73 Tage verdoppelt sich der Umfang unserer Erkenntnisse – und dieser Zeitraum wird immer kürzer (laut Wikipedia am 6.10.22). Im Internet steht uns alles zur Verfügung. Auch das, was wir nicht unbedingt wissen müssen. Wenn wir nach einer Information suchen, stoßen wir auf eine ganze Fülle von wichtigen oder auch unwichtigen Fakten. Was tun wir mit unserem Wissen?

Wir verwenden unser Wissen in unseren Gesprächen, um den anderen zu zeigen, wie informiert wir sind. Wir trumpfen auf mit dem, was wir gelesen, gehört, im Fernsehen gesehen oder in den verschiedenen Medien erfahren haben. Dadurch werden unsere Gespräche zu einem Austausch von mehr oder weniger aktuellen, mehr oder weniger wichtigen Fakten. Hinter unserem Wissen können wir uns verstecken, wir müssen nicht persönlich werden.

Wissen bähnt auf (1. Korinther 8,1). Wir machen uns wichtig. Wir setzen das, was wir wissen, gegen den anderen ein. Wir zeigen ihm, wie bedeutend wir sind – und er nicht. Wehe dem, der nicht topinformiert ist!

Dabei kommt es nicht unbedingt auf einen großen Wahrheitsgehalt dessen an, was wir behaupten. Wichtig ist, dass wir unsere Kenntnisse mit Überzeugung verbreiten. Unser Wissen wird zur Glaubensüberzeugung. Wir teilen es als unsere Meinung mit, wer anderer Meinung ist, hat unrecht und wird mit vielen Argumenten zum Schweigen gebracht. Wissen ist beliebig. Wissen ist Trug, es dient zu unserer eigenen Bestätigung. Wir wissen, was wir wissen wollen und was uns nützt.

Statt uns mit unserem Wissen wichtig zu machen, sollten wir danach fragen, welche relevante Erkenntnis hinter den Fakten steht. Das bedeutet: Wir müssen bewerten und filtern, was wichtig ist und was nicht. Wir müssen überlegen, was wir mit alledem anfangen und was es für uns persönlich bedeutet, was wir verstanden haben. So wird das Wissen zu einem Teil von uns. Was keine Bedeutung für uns hat, können wir getrost beiseitelassen.

Wenn wir nun anfangen auszusortieren und dabei feststellen, was für uns wirklich wichtig ist, bemerken wir, dass das gar nicht so viel ist: Unser Wissen ist Stückwerk (1. Korinther 13,9). Der Bereich unsres Nichtwissens ist größer als der unseres Wissens – und das ist überhaupt nicht schlimm: Wenn wir das erkennen, werden wir demütig. Wir kommen vielleicht dabei zu der Feststellung, dass wir durch unser Wissen vom Wesentlichen abgelenkt werden, von dem, was wirklich für uns wichtig ist. Denn viel Erkenntnis macht sich nur wichtig, ist es aber nicht. Die Aussage „Ich weiß, dass ich nichts weiß“ führt zur Realität, denn sie zeigt unsere Begrenzung und weist uns zu Gott.

Ich muss letztlich nur wissen, dass Gott mein Herr ist und ich zu ihm gehöre – alle andere Fakten ordnen sich dann ganz automatisch in wichtig und nicht wichtig. Durch den Heiligen Geist steht mir Gottes Wissen zur Verfügung. Durch ihn erkenne ich, was jetzt wirklich wichtig ist. Er weist mich auf die relevanten Punkte hin – präzise und im richtigen Augenblick. Der Heilige Geist leitet uns in alle Wahrheit (Johannes 16, 12-15). Durch den

Heiligen Geist habe ich Zugang zum ewigen Wissen. Und dieses Wissen sind nicht beliebige Fakten, sondern Wahrheit – geprüftes Wissen, das anwendungsfähig ist und deshalb mein Leben verändert.

Bevor wir uns mit Wissen „füttern“, sollten wir die Fragen kennen, auf die wir Antworten suchen. Sonst bleibt alles beliebig. Wir müssen sehen, auf was es ankommt, und verstehen, was für uns jetzt wichtig ist. Damit das gelingt, müssen wir zu sehenden Menschen werden. Das bedeutet nicht nur, dass wir in uns hineinschauen und Introspektion betreiben, um herauszufinden, was uns gerade beschäftigt. Die Gefahr dabei wäre, dass wir doch wieder nur bei uns selbst stehenbleiben und uns in unserer kleinen Welt verlieren.

Wir müssen aufmerksam sehen und aufnehmen, was uns umgibt. Dazu sollten wir innehalten, stehen bleiben und mit einem offenen Blick herumschauen: Was nehmen wir wahr? Was sehen wir mit unseren Augen? Wir nehmen uns Zeit für jede Kleinigkeit und betrachten unvoreingenommen und neugierig auch die Details. Dann fragen wir: Was bedeutet das für uns? Wir beginnen hinter die Dinge, die wir sehen, zu schauen. Wir fangen an, auch das zu sehen, was im Verborgenen liegt. So wächst in uns ein Verständnis: für uns, unsere Welt – und für Gott.

Wenn wir dem auf die Spur kommen, was wir um uns herum wahrnehmen, und wenn es uns zu einer Erkenntnis werden darf, begreifen wir mehr als alles Wissen dieser Welt. Dann verstehen wir, was wirklich wichtig ist. Dann nehmen wir die Fragen wahr, auf die wir eine Antwort finden sollen – unsere Antwort, die Konsequenz unseres Lebens, das, was uns Bedeutung gibt. Alles andere ist dann unwichtig oder nebensächlich.

Was muss sich verändern?

Veränderungen sind eine Sache der inneren Einsicht. Diese hängt mit unserer Wahrnehmung und unserem Verständnis zusammen. Zunächst halten wir an dem fest, was wir bisher getan und gedacht haben, und sehen keine Notwendigkeit für eine Veränderung. Erst wenn wir durch die Umstände, durch gravierende Einwirkungen von außen dazu gezwungen werden, werden wir bereit, Neues zu denken und anders zu handeln. Das ist der Sinn einer Krise: Wir erkennen, dass es nicht so weitergehen kann, wie es bisher war - und werden bereit umzudenken.

Die erste Notwendigkeit, die sich ergibt, ist eine Reduzierung der Komplexität: Die Abläufe müssen einfach und übersichtlich gestaltet werden. Wichtig ist, die Kräfte zu bündeln und weniger zu tun. Das bedeutet: Überflüssiges weglassen, Erwartungen verringern, vom Maximalen abrücken und mit dem zufrieden sein, was noch möglich ist. Statt um Luxus geht es nun um das Notwendige. Was ist das?

Wir folgen nicht der Forderung nach Mehr, sondern lernen, uns zu beschränken. Das hat Auswirkungen auf den persönlichen Lebensstil: Wir befreien uns von den ständigen Forderungen der inneren und äußeren Antreiber und finden zu uns selbst: Was brauche ich wirklich? Das ist weniger, als ich bisher dachte. Auf was kommt es letztlich tatsächlich an? Das ist nicht das, was sich so aufdringlich wichtig macht. Entschleunigung und Entrümpelung des Lebens schaffen Platz für Neues. Die Erkenntnis ist heilsam, dass alles zu viel war - denn das hat uns in die Krise getrieben - nun finden wir zu uns selbst. Ein gesunder Minimalismus schafft die Grundlage für ein anderes Verhalten: Ich brauche nicht mehr alles, ich unterliege nicht dem Diktat der Werbung, ich muss nicht den Modeentwicklungen und Trends hinterherlaufen und es allen recht machen. Gegenstände des täglichen Lebens gewinnen wieder ihre ursprüngliche Bedeutung und werden wertvoll, statt Wegwerfmentalität wird repariert. Ich muss nichts horten, weil es gerade billig ist - und brauche es dann doch nicht, erzeuge also nur Müll.

Die neue Freiheit ist die Unabhängigkeit von äußeren Zwängen: Ich mache mich frei von allem, was mich einengt und bestimmt. Es macht Sinn, Bereiche zu finden, wo man reduzieren kann, die Lebensqualität leidet darunter nicht - im Gegenteil. Man entlastet sich von allem Möglichen und erfährt Unabhängigkeit von dem, was einen bestimmen möchte. Man gewinnt Zeit für sich und wichtige Beziehungen. Es steht mehr Geld zur Verfügung, das man nun für wirklich Relevantes einsetzen kann. Das Leben an sich gewinnt an Bedeutung. Und vielleicht wächst dabei das Bewusstsein: Ich brauche gar nicht viel, um glücklich zu sein. Weniger Konsum, weniger Auto, weniger fernsehen, weniger Informationen, weniger Smartphone, weniger Außenreize, weniger Ablenkung und Oberflächlichkeit machen mein Leben nicht ärmer, sondern reicher. Die Lebensqualität und Zufriedenheit steigt.

Die Beschränkungen einer Krise erzeugen eine Zäsur: Sie setzt einen Stopp - und nun habe ich die Chance zu einem neuen Anfang, zu einem veränderten Leben. Ich wende mich von den allgemeinen Entwicklungen ab und komme bei mir selbst an. Ich gewinne den Mut, mich von den Trends unserer Zeit abzuwenden und der Sogwirkung des „alle machen es“ zu

widerstehen. Ich treffe Entscheidungen, die vielleicht kurzfristig wehtun, die mir aber einen weiteren Horizont eröffnen und neue Perspektiven ermöglichen: Ich lebe selbstwirksam, ich werde nicht gelebt! Ich handle! Ich übernehme Verantwortung!

In diesem Klärungsprozess ist niemand allein. Es gibt noch andere Menschen, die auch einen Stopp erleben und sich die gleichen Fragen stellen. Wir können uns gemeinsam auf den Weg machen und miteinander ein Zeichen des Widerspruchs sein. Jeder Neuanfang beginnt klein, setzt sich aber fort und wird größer, wenn er dem Leben dient und eine gute Zukunft fördert. Gemeinsam haben wir die Kraft zu widerstehen - auch unseren eigenen Bedürfnissen. Wir überwinden unsere Bequemlichkeit - und auch die Sorge, nicht normal zu sein, weil wir zu einer Minderheit gehören. Das kann sich schnell ändern: Was heute außergewöhnlich ist, ist morgen eine neuer allgemeiner Stil: Wir beschränken unsere Mobilität, weil wir umweltverträglich denken, wir gehen sorgsamer mit unseren Ressourcen um und setzen unsere Zeit für wichtige soziale Beziehungen ein. Eine neue, sehr bewusste Normalität kehrt ein, ein verantwortliches Verhalten, das auch die kommenden Generationen im Blick hat.

Wir fangen an, das zu bewahren, was uns Gott gegeben hat. Wir erkennen: Das ist mehr als genug! Wir bleiben in dem, was wir glauben, denn das gibt uns Sicherheit. Wir halten fest, was wir haben, und gehen sorgsam damit um. Wir freuen uns an einer neuen Einfachheit, das macht unser Leben interessant. Wir gestalten die Normalität auf neue, gehaltvolle Weise: essen, schlafen, arbeiten und pflegen Kontakte, die guttun. In jedem Moment geht es nur um eine Sache. Wir sind uns bewusst, dass die Zeit vergeht, deshalb lassen wir los und sind zufrieden mit dem, was ist. Wir sagen uns: Das ist mein Leben! Dieses Leben ist außerordentlich genug. Ich muss nichts Besonderes tun und niemand Besonderes sein.

Jeder Tag hat sein Sorge, ich lebe Tag für Tag. Ich werde älter und irgendwann bin ich alt. Und eines Tages werde ich sterben. Das ist der Lauf der Zeit, den ich nicht ändern kann, sondern annehmen muss. Das macht mich demütig. Ich habe mein Leben nicht in der Hand, sondern erhalte es täglich als ein Geschenk. Es gibt besondere Augenblicke, die ich genieße und über die ich mich freue, aber auch viel Routine, die ich geduldig aushalte. Das alles darf sein. In allem ist es mein Leben. Die Mischung macht es besonders und der Alltag gibt dem Festtag seinen Wert. Ich bin nicht herausragend, sondern Durchschnitt, das entlastet mich. Für Gott bin ich einzigartig, das genügt.

In allen Veränderungsprozessen lerne ich von mir wegzuschauen, mich nicht um mich selbst zu drehen. Vielleicht genügt es, für einen Menschen da zu sein, um ihm Gutes zu tun. Mein Horizont weitet sich, wenn ich auf Gott schaue, dem ewigen Gott, der war, der ist und der sein wird, der immer derselbe ist und sich nicht verändert (Psalm 102, 27-28). In diesem umfassenden Rahmen finde ich mich wieder: In ihm bin ich frei und gleichzeitig nicht grenzenlos. Er macht mein Leben weit, hilft mir aber auch an dem zu bleiben, was ich im Kleinen tun soll. Jeder Tag hat seine eigene Geschichte, das kann ich Tag für Tag neu entdecken. Und gleichzeitig ereignet sich diese Geschichte in dem unendlichen Raum, in dem viele vor mir waren und in dem noch viele nach mir sein werden. Mein kleines,

einzigartiges Leben ist Teil eines großen Ganzen. Das macht mich still und gibt mir gleichzeitig meine besondere Bedeutung. So verändert sich mein Leben und gewinnt an Tiefe - indem ich es verliere, indem ich mich in Gottes Größe und Gegenwart hineinverliere. Alles verändert sich, aber ich bin nicht verloren, alles wird anders, aber ich bleibe - in Gottes Gegenwart.